



Pikante und heitere
Blätter.

— 3 Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 pfenn. S. —



Die sechste Grossmacht.

Schauplatz: Schloß Nigenburg bei Wien. Er und Sie sind vor wenigen Stunden daselbst eingetroffen; seit dem Morgen sind sie Mann und Frau. Es ist bald neun Uhr. Die jungen Ehegatten sind im Brautgemach, das in großem Style, mit dem alten Familienbett, den Bildern der Ahnen u. s. w. eingerichtet ist. Die junge Frau trägt ein Deshabillé, das ebenso elegant wie honigmondlich zugeschnitten ist.

I. Scene.

Er. Sie.

Er. Endlich allein!

Sie. ??

Er. Allein sind wir . . . endlich!

Sie (verschämt.) !!

Er (faßt sie um den Leib.) Bist Du nicht ermüdet, Geliebte? Nach einem solchen Tage bedarfst Du wohl der Ruhe.

Sie. Nein, ich bin gar nicht müde. Ich versichere Dich.

Er. Das sagst Du nur, aber ich bin vom Gegentheil überzeugt. Ruhe aus, mein Schatz; hier sind wir doch sicher, daß wir ungestört bleiben. (Er küßt sie.)

Sie (sich losmachend.) Sei artig! Laß mich! . . .

Er. Nein, ich will Dich durchaus nicht lassen.

Sie. Ich bitte Dich!

Er (ein wenig gereizt.) Aber, Theuerste, Deine Mama wird Dir doch gesagt haben . . . wird Dir doch einige Rathschläge erteilt haben . . .

Sie. Ja, sie empfahl mir, mit den Herren von der Presse sehr liebenswürdig zu sein.

Er. Ach ja, ich verstehe; wegen der Schilderungen der Ausstattung, der Geschenke, der Trauung. Aber nun sind wir doch endlich allein, bis morgen wenigstens.

Sie. Aber nein, Theuerster; sie werden kommen, um uns zu interviewen. (Sich an die Stirne schlagend.) Oh, mein Gott! ich habe vergessen, sie von der Bahnstation abholen zu lassen!

Er. Ei, laß sie, wo sie sind! Wir sind endlich allein.

(Er faßt sie um den Leib.)

(Man klopft.)

Er (nervös.) Wer zum Teufel erlaubt sich? . . . Herein!

Das Kammermädchen erscheint mit einer Tasse.

Er. Was gibt's?

Das Kammermädchen. Das ist die Karte eines Herrn, der den Herrn Grafen und . . . die Frau Gräfin zu sprechen wünscht.

Er (wütend.) Schicken Sie den Herrn zum Teufel!

Sie (lebhaft.) Was fällt Dir ein, mein Freund! Es ist derselbe Journalist, der die Hochzeit meiner Schwester und das Leichenbegängniß meines Großvaters „gemacht“ hat. Man muß ihn empfangen.

Er. Ihn empfangen? Nein, Das nicht!!

Sie. Aber, mein Freund, Mama sagte . . .

Er (ungeduldig.) Deine Mutter hat Dir schöne Rathschläge gegeben! . . .

Sie (einschmeichelnd.) Es ist Derjenige, der uns mit Paul und Virginie verglichen hat.

Er. Ah! ist's derselbe Tölpel! (Die Kammerfrau macht eine Geberde des Entsetzens.)

Sie. Sprich leiser, mein Freund, er könnte es hören. (Zärtlich.) Du wirst mir doch meine erste Bitte nicht abschlagen?

Er. Wenn Du es willst . . . Aber wir können ihn doch hier nicht empfangen!

Sie (lebhaft.) Im Gegentheil, er will das Schlafzimmer sehen; er hat auch dasjenige meiner Schwester gesehen . . .

II. Scene.

Dieselben. Der elegante Reporter (im Reisekoffin.)

Der elegante Reporter. Ich komme vielleicht etwas spät, aber der Weg vom Bahnhofe ist ziemlich weit . . .

Sie (lebhaft.) Wir bedauern unendlich . . . Man hat vergessen, Sie vom Bahnhofe abholen zu lassen.

Der elegante Reporter. Hat nichts zu sagen!

(Er zieht ein Notizheft aus der Tasche und zeigt es ihr.) Kennen Sie Das?

Sie. Ach ja! Mama hat es Ihnen nach der Hochzeit meiner Schwester zum Geschenke gemacht.

Er (für sich.) Geschenke muß man ihnen auch noch machen!

Der elegante Reporter (schaut im Zimmer umher.)

Sie gestatten, daß ich Notizen mache über einige Einzelheiten, welche unser spezielles Lesepublikum besonders interessieren dürften.

(Die Portraits betrachtend.) Ah, der berühmte Urgroßvater, gemalt von Dürerheimer?

Sie. Ja.

Der elegante Reporter. Und da der große Minister, gemalt von Oberker? Se. Excellenz macht eine sehr strenge Miene, gerade dem Ehebett gegenüber. Ein seltsamer Gefährte für die Brautnacht . . .

Er (für sich.) Eine schöne Brautnacht bisher! . . .

Der elegante Reporter (der die Bemerkung gehört hat, lachend.) Das Wort ist reizend! Ich will es notiren.

Er. Ah, da muß ich aber schon bitten!

Der elegante Reporter. Seien Sie beruhigt, Herr Graf; ich werde sagen, es sei von mir. Und das Bett? Ist's dasselbe, in welchem das ganze Geschlecht das Licht der Welt erblickt hat?

Er. Ja, es ist das Zimmer aller Neuvermählten.

Der elegante Reporter (mit Bewunderung.) Oh, diese großen Familien bleiben doch der Glanz des Reiches. (Den Teppich betastend.) Ein feiner Stoff!

Er. Großvater hat ihn aus Persien mitgebracht.

Der elegante Reporter (schreibt.) „Teppiche, Vorhänge, Möbelstoffe stammen sämmtlich vom Hause A., welches unsere Leser schon aus unserem „goldenen Buche“ so vorthelhaft kennen gelernt haben.“ So! (er schließt sein Notizbuch) und nun verläßt Sie der Reporter . . .

Er (für sich.) Es ist die höchste Zeit!

Der elegante Reporter. Aber der Weltmann bleibt da . . .

Er. Oh!!

Der elegante Reporter. Ich bitte nur um ein Zimmer, wo ich meine Notizen ausarbeiten kann, denn wir erscheinen morgen Früh. Wenn ich noch einige Aufklärungen benöthigen sollte, werde ich mir sie holen. Oh, nur durch die Thüre, Herr Graf! Und wenn nöthig, werde ich einige Minuten warten . . . (Er verneigt sich und geht.)

III. Scene.

Er. Sie.

Sie. Er ist nett, nicht wahr?

Er. Ein Kindvieh! Aber nun hoffe ich doch, daß man uns endlich in Ruhe lassen werde. (Er faßt sie um den Leib.) Jetzt sind wir doch endlich allein.

Die Kammerfrau. Miß Truckfort bittet eingelassen zu werden.

Er. Nein! nichts da!

Sie. Aber, mein Freund . . .

Er. Morgen Früh meinetwegen, aber heute nicht mehr!

IV. Scene.

Dieselben. Miß Druckfort.

Miß Druckfort (lebhaft eintretend.) Tausendmal um Entschuldigung, aber ich habe keine Zeit zu verlieren, wenn mein Telegramm rechtzeitig in London eintreffen soll. (Sie setzt sich an den Tisch und legt ein Paket Depeschen-Formulare vor sich hin.) Sprechen Sie, ich höre Sie!

Er (für sich.) Die ist wenigstens hübsch! (Sieh ihr nähernd.) Sagen Sie bequem genug, mein Fräulein?

Miß Druckfort. Ja, vollkommen. (Ihren Stift ergreifend.) Sprechen Sie!

Sie (für sich.) Ich liebe diese Manieren nicht.

Er (sehr freundlich.) Ich erwarte Ihre Fragen und werde sie mit Vergnügen beantworten.

Miß Druckfort (sich lebhaft umwendend.) Haben Sie denn den Fragebogen nicht erhalten, den ich Ihnen gestern sandte?

Er. Ach ja, doch . . . aber ich hatte keine Zeit . . . Sie werden begreifen . . .

Miß Druckfort. Nun, glücklicher Weise besitze ich ein Duplikat. (Sie liest.) Alter?

Er. Dreißig Jahre.

Miß Druckfort. Und Ihre Frau?

Sie (hastig.) Achtzehn Jahre.

Miß Druckfort (schreibt.) Twenty two. Wie viel Mitgift? Werth des Schlosses?

Er. Eine Million. Das Schloß 2—3 Millionen.

Miß Druckfort (geringschätzig.) Sagen wir zwei Millionen. Wie lange verlobt gewesen?

Er. Drei Monate.

Miß Druckfort. Shame! . . . Erwarten Sie eine Erbschaft?

Er. Ich . . . ich weiß nicht.

Miß Druckfort. Ja oder nein?

Er. Ich weiß nicht.

Miß Druckfort. Gehen wir weiter! (Sieh im Zimmer umschauend.) Weder elektrisches Licht, noch Telephon. — Und die Bilder?

Er. Dürrenheimer, Oberker.

Miß Druckfort. Was sie werth sind, möchte ich wissen.

Er. Ich weiß es nicht.

Miß Druckfort. Sie wissen gar nichts. (Sieh erhebend.) Guten Abend!

Er (begleitet sie bis zur Thüre.) War sehr erfreut . . .

Miß Druckfort. Ich habe keine Zeit. Adieu!

V. Scene.

Er. Sie.

Er. Sie ist hübsch.

Sie (verdroßen.) Oh, ich habe sehr wohl bemerkt, daß Du sie die ganze Zeit betrachtetest.

Er. Aber Liebste, Du wolltest ja, daß wir sie empfangen. (Er nähert sich ihr und küßt sie.) Du wirst mir doch nicht zürnen? . . . Küsse Dein Männchen! Nun sollst Du aber wirklich

zur Ruhe gehen; es ist bald Mitternacht. (Er will ihr Reigoir aufknöpfen.)

Sie (roth wie ein Sahn.) Mein Geliebter!

Er (nicht minder roth.) Mein süßes Weibchen! . . .

VI. Scene.

Er. Sie. Der Reporter eines pikanten Blattes.

Er. Himmel und Hölle! . . . Schon wieder Einer! . . .

Sie (erschrocken.) Oh!! . . . (Sie sucht ihren Schlafrock wieder in Ordnung zu bringen.)

Der Reporter (in väterlichem Tone.) Oh, meine Herrschaften! stören Sie sich meinethalber nicht . . . Wir kennen Das. (Er schaut nach dem Alkove.) Ich sehe, daß das kleine Fest noch nicht begonnen hat und daß Sie es eilig haben . . . Unterwegs werden Sie wohl eine kleine Abschlagszahlung genommen haben? . . . (Sieh erstaunt umschauend.) Wie, kein Souper? Lesen Sie denn meine Artikel nicht? In allen meinen Brautnacht-Schilderungen fließt der Champagner in Strömen . . . Georges Boulet (Reims) ist die beliebteste Marke. Nun, nun, ich sehe schon: das Frauchen will mit dem Männchen allein bleiben. Viel Vergnügen, meine Kinder! Ich lasse Sie allein, denn ich muß meinen Artikel schreiben.

Er. Ich hoffe, Sie wollen nicht Alldies schreiben.

Der Reporter. Oh, seien Sie beruhigt; ich weiß, was sich geziemt. A propos, wie ist's mit den Kindern? Es ist jetzt Sitte, ein Jahr zu warten.

Er. Gut, gut . . . Ich empfehle mich!

VII. Scene.

Er. Sie.

Sie (vernichtet.) Wer war dieser Mensch?

Er (sich die Stirne trocknend.) Ach, Deine Mutter hat schöne Bekanntschaften, das muß ich sagen! Doch was sehe ich? es ist halb ein Uhr. Skandal! (Er will den Miegel vorschieben.)

Der photographische Reporter (stürzt wie ein Dertan ins Zimmer.) Nicht rühren!

Er und Sie (fahren erschrocken aus einander.)

Der photographische Reporter (bekümmert.) Aber nein! Ihre Pose war eine ausgezeichnete. (Scherzhast.) Sie nehmen jetzt eine Scheidungs-Pose, nicht eine Brautnacht-Pose an. Ich bitte, meine Herrschaften, wieder zusammen . . .

Er (wüthend.) Tausend Donnerwetter! Wird Das heute kein Ende nehmen?

Der photographische Reporter (mit Würde.) Mein Herr! zum ersten Male bringen wir in der Reportage die Photographie zur Anwendung; Sie erhalten die Erstlinge und ich hoffte . . .

Er. Hätten Sie nicht ebenso gut morgen . . .

Sie. Mein Freund, Mama wird sehr glücklich sein! Denke doch, etwas ganz Neues, Nochnichtdagewesenes! Es dauert nicht lange und nachher . . . Es ist übrigens das einzige Mittel, ihn loszubekommen.

Er (nachgebend.) Du glaubst? Nun denn, es sei. (Zu dem Reporter gewendet.) Wie müssen wir uns aufstellen?

Der photographische Reporter. Wie Sie vorhin waren! (Sie nähern sich einander.) So! mehr Hingebung . . . Die Geberden waren vorhin natürlicher. So, den Arm um den Leib der Frau Gräfin . . . das rechte Bein mehr vor . . . den Kopf mehr geneigt . . . Sie, Madame, wenden sich ein wenig ab . . . Die Frauen lassen sich immer bitten . . . Ihre Hand auf der Schulter des Herrn Grafen. (Zurücktretend und betrachtend.) So beiläufig und doch noch nicht das Richtige. (Sich an die Stirne schlagend.) Ich weiß schon . . . Madame, das Leibchen war mehr offen . . . wollen Sie gestatten?

Er (ihn zur Seite schiebend.) Nein! Das werde ich schon selber machen . . .

Der photographische Reporter. So! Und nun bitte eine verliebte Miene anzunehmen! Mehr! . . . noch mehr! . . . Ich begreife, daß die gnädige Gräfin es nicht recht trifft, aber Sie, Herr Graf! . . . So ist's recht! Aber eine etwas intimere Toilette wäre besser . . . Oder, wenn ich wagen dürfte zu bitten, daß Sie vielleicht zu Bett gehen . . .

Er (auffahrend.) Das ist zu viel! Thun Sie mir den Gefallen zu verduften!

Der photographische Reporter. Meinnetwegen, mein Herr! Es ist nicht meine Art, mich den Leuten aufzudrängen . . . (Mit Würde ab.)

VIII. Scene.

Er. Sie.

(Sinken erschöpft einander in die Arme.)

Messalina.

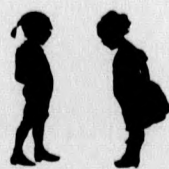
Von Titanello.

II.

Gewiß, ich hab' Dich gern, mein Franz,
Der Schönste bist Du weit und breit,
Die Mäd'el bersten fast vor Neid,
Geh' Sonntags ich mit Dir zum Tanz.

Du bist so gut, Du bist so stark
Und küssen kannst Du auf das Best',
Wenn Du an Deine Brust mich preßt,
Dann geht es mir durch Bein und Mark.

Doch Heirath — das hat gute Weg',
Das wäre ja das alte Lied,
Schon schmerzt mich wieder jedes Glied —
Erlaub', daß ich's mir überleg'!



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

VI. Bis in idem.

I.

Ihr könnt Euch denken, meine Lieben, daß mein Freund Cadet-Bitard zu den eifrigsten Lesern des „Echo de Paris“ gehört. Nicht um ein Königreich würde er eine der köstlichen kleinen Oden Théodore de Banville's versäumen, noch eine der so fein erfundenen Liebesgeschichten von Catulle Mendès. Was vollends die Maximen Alexander Dumas' betrifft, so lernt er sie auswendig und erklärt, daß Larochefoucauld keine besseren gemacht habe. Eine dieser Maximen besonders hat ihm viel zu denken gegeben, und zwar folgende: „Die Braunen betrügen, die Blondes verrathen.“ Eine Fahrt in das Land seiner eigenen Erinnerungen gestattete ihm, die Richtigkeit dieses Spruches zu bestätigen. Diese Ausflüge in die Vergangenheit unseres Liebeslebens haben stets ihren Reiz, selbst dann, wenn die kalte Hand der Enttäuschung uns dabei geleitet. Sie mag bitter sein, hat aber gewiß auch ihr Liebliches, die Erinnerung an die schönen Bilder, in welchen unsere Einbildungskraft geschwelgt und die alle unsere Begierden gefangen hielten gleich einer grausamen Schlinge.

Cadet-Bitard unternahm diesen Pilgerzug mit resignirter Schwermuth, zuweilen sogar mit einer Beimischung von guter Laune. Natürlich hing er am meisten an seinen letzten Liebschaften, deren Erinnerung noch am lebendigsten war in seinem Herzen. Es war sicher, daß die schöne Juliette ihn mit seinem Freunde Marcel betrogen und daß die niedliche Margarethe ihn seinem Freunde Claudius zuliebe verrathen hatte. Bei der Ersteren schien es, als wäre sie ohne Widerstand, sogar mit einer gewissen Freude einer neuen und wie es schien aufrichtigen Leidenschaft unterlegen, und sie hatte gar nicht geaugnet, als Alles entdeckt ward. Die Zweite aber hatte eine ganz besondere Tücke, eine schmählische Koketterie bekundet, kurz Alles was den Verrath ausmacht. Dieser Claudius! Sie hatte immer vorgegeben, daß sie ihn hasse. Bis zum Schluß leugnete sie. Nun denn: Juliette war braun, Margarethe war blond gewesen. Seinem Schreibhefte, das die poetischen Ergüsse seiner

Seele aufnahm, hatte er damals ein sehr trauriges Sonnett anvertraut. Heute galt sein Sinnen einer anderen Frage. Was war besser: betrogen oder verrathen zu werden? Der Märtyrer eines Verhängnisses zu sein, welchem die betrügerische Geliebte ebenso verfällt wie Du selbst, oder das Spielzeug einer grausamen Laune, an deren Niederträchtigkeit die Urheberin Deines Jammers noch Freude findet? Durch das Weib, oder für das Weib zu leiden? Nachdem nun einmal die Schwäche die Grundlage des Weibes ist, kann man ihm dafür nicht zürnen, wenn es betrügt. Eher verdient es wegen der Leiden gehaßt zu werden, die es aus Laune uns zufügt, ohne an denselben theilzunehmen.

Allein, ich bleibe dabei: ob das Weib uns betrogen oder verrathen hat, — es verdient dieselbe Vergebung und dieser Edelmutb ist's eben, der den Mann hoch über sie erhebt.

II.

— Bei Gott! schloß Cadet-Bitard, das Beste wäre doch, weder betrogen noch verrathen zu werden. Der Moralist sagt gar nichts von den Frauen mit kastanienbraunem Haar. Sollten diese allein der Treue fähig sein? Es gibt reizende Frauen dieser Farbe; ja es gibt auch anbetungswürdige Rothe, die das Sprichwort respektirt. Aber die Rothen spare ich mir ganz zuletzt auf, „um den guten Geschmack zu behalten“ — wie man sagt. Die Rothen erwecken in mir die raffinierte Wirkung des Wildprets und oft habe ich schon dem Traum eines Mannes der freien Natur mich hingegeben, gleich dem Jäger Atäon eine solche Rothe durch einen großen, herbftlichen Wald zu verfolgen, dessen rothgelbes Laub sie in ihren Haaren zu entföhren schien. In der freien Natur, unter dem warmen Hauche eines von milden Düften gesättigten Zephyrs hätte ich eine Rothe besitzen wollen in der Milchweiße ihres nackten Leibes. In das Rothgold ihres Haarwuchses würde ich Stirne und Hand versenkt haben; eine Priesterin des Gottes Pan würde ich erblickt haben in diesem lieblichen und wilden Geschöpfe. Die Kastanienbraune hingegen ist reizend in dem Trug der Bekleidung. Sie ist sozusagen modern und für die spießbürgerlichen Liebchaften geschaffen. Versuchen wir es mit einer Solchen!

Zwei Tage später hatte Cadet-Bitard seine plötzlich erwachte Leidenschaft der Frau von Engrumelles eingestanden, einer reizenden Wittwe, von welcher die Welt nichts Schlechtes zu sagen wußte und bei der man dennoch unschwer eine liebevolle Seele erkannte, die sich nur schwer in die Einsamkeit zu fügen vermochte. Clarisse — so hieß sie — verkehrte in einer Gesellschaft, in welcher nicht alle Frauen tadellos waren, aber auch keine sich so weit vergaß, um die Achtung der Welt zu verscherzen. Cadet-Bitard durfte somit hier schmachten, ohne gleich die Ehe versprechen zu müssen und Dies verleiht den Seufzern der Verliebten ein solches Gewicht, daß man glauben möchte, sie seien im Begriffe Holz zu spalten. Die Wittwe zeigte sich weder grausam, noch unempfindlich, noch unnützer Weise kokett. Mit unsagbarer Einfachheit ließ sie sich lieben und mit einer sehr geschmackvollen Hingebung liebte auch sie. Cadet-Bitard hatte wenigstens keine Ursache, an ihrer Liebe zu zweifeln. Denn Alles was eine Geliebte dem Liebhaber gewähren kann, bot sie ihm mit einer Lust, die sie selbst augenschein-

lich theilte. Und es war kein alltägliches Geschenk, geküßt zu werden von diesen rothen, vollen Lippen, umschlungen zu werden von diesen herrlichen Armen, die aus blau geädertem Marmor gemeißelt zu sein schienen; die Erlaubniß, mit den zwei Paradiesäpfeln kosen zu dürfen, welche bei ihr die Stelle des Busens vertraten, und mit noch vielen anderen Dingen, deren unser Freund als gewiegter Kenner sich erfreuen durfte. Und die Farbe ihrer Haare? Eine Fluth von Schatten über einem Bach goldigen Lichtes, Hellbraun mit Tiefblond zu einem Ton von unsagbarer Feinheit sich vermählend. Und die Farbe der Augen? Unbeschreiblich, aber geheimnißvoll und von wunderthätiger Gewalt. Der gestirnte Himmel im Widerschein einer krystallklaren Quelle mit goldgelbem Sand am Grunde. Zum Teufel mit allen Braunen und Blondnen! dachte der liebeheiße Cadet-Bitard. Ich habe endlich das Paradies gefunden.

III.

Da er nicht die Gewohnheit hatte, mit seinen Freunden zu brechen, wenn diese ihm seine Geliebten stahlen, — worin er ebenso weise wie großmüthig handelte — hatte er seine Beziehungen zu Marcel und Claudius aufrecht erhalten. Der Erstere hatte mit Juliette längst gebrochen und der Letztere sein Verhältniß mit Margarethe längst gelöst. Cadet-Bitard konnte mit ihnen über die Eine wie über die Andere lästern, was auch ein Trost ist. Die reizende Clarisse sah den Claudius mit Wohlgefallen, den Marcel hingegen konnte sie nicht ausstehen. Sie schmolte mit Cadet-Bitard, wenn dieser den Marcel empfing. Aber — wie gesagt — Cadet-Bitard war nicht der Mensch, der wegen seiner Liebchaften seine Freunde über Bord warf. Ueberdies war er Clarissens zu sicher, als daß er den beiden Jungen mißtraut hätte, deren Einer die verhängnißvolle Schwäche Juliettens, und deren Anderer die sträflichen Kaprizen Margarethens sich so schmählich zunutze gemacht hatte.

An seinem Geburtsfeste fand Cadet es passend, seine zwei besten Freunde und seine Geliebte bei einem intimen Diner zu vereinigen. Er zeigte sich hiebei als ein Mann vom besten Geschmack. Truthühner von Berry, eine fette Gans von Toulouse, Weintrauben aus Montigny. Außerdem hatte er eine kleine Ueberraschung vorbereitet, die aber nicht kommen wollte. Von Ungeduld gefolttert verließ er zwischen dem Gansbraten und den Weintrauben das Kabinet, um nachzusehen. Als er, unter einem großen Blumenstraufe schier verschwindend, die Treppe wieder heraufkam, hörte er ganz deutlich den Schall zweier Ohrfeigen aus dem Kabinet, wo er seine zwei Freunde und seine Geliebte zurückgelassen hatte. Der Geohrfeigte war Marcel, den Claudius dabei ertappt hatte, wie er sich unter dem Tische einige Vertraulichkeiten mit Frau von Engrumelles gestattete, auf die er wüthend eifersüchtig war. Denn die liebe Clarisse betrog Cadet-Bitard mit Claudius, dessen zärtliches Temperament sie hochschätzte, und verrieth ihm mit Marcel, den sie wüthend zu hassen vorgegeben hatte.

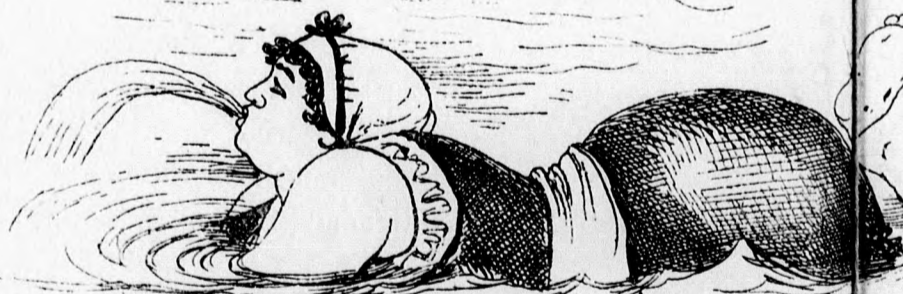
Einige Worte, die nach den Ohrfeigen laut gewechselt wurden, unterrichteten unseren Freund von der Sachlage, ohne daß er auch nur nöthig hatte, die Thüre zu öffnen. Den Blumenstrauß wieder aufhebend, der ihm entfallen war, that er das Klügste, was er unter den gegebenen Umständen thun

W. Baden



In voller Rüstung.

Moderne Rheintöchter. Gib Acht, daß Du nicht reinfällst.



Der Walfisch.

Badetypen. III



nicht reinfällt.

Die Schüchterne.



Dalst.

Im Hinterhalt.

F. Prejols

Klösz Co. a

konnte: er ging seiner Wege und überließ es Claude und Marcel, die Rechnung des Wirthes zu bezahlen.

Unten auf der Straße kam vor dem Restaurant eben ein großes, schönes Mädchen vorbei. Sie war unbedeckten Hauptes trotz der Kälte; aber sie konnte es thun, denn ein mächtiger Haarwuchs von flammend rother Farbe schützte ihr schelmisches Haupt. Ohne einen Augenblick zu zögern, bot Cadet dieser den Blumenstrauß an. Wenn diese Rothhaarige ihn bloß betrügt und verräth, kann er von Glück sagen. Aber die Liebe ist es werth, daß man um ihrer himmlischen Freuden willen Alles riskire!



Seine Geschenke.

Sophie Arnould, die berühmte französische Schauspielerin, hatte bekanntlich viele Anbeter. Einer der beständigsten und leidenschaftlichsten war der Graf von Lauraguais. Einmal aber entzweiten sich die Liebenden und in Folge dieses Bruches reiste der Graf nach der Schweiz, um sich zu zerstreuen. Da sah die edle Gemahlin des Grafen eines Tages einen niedlichen kleinen Wagen vor ihrem Hôtel halten, doch stieg Niemand aus demselben. Nur ein Lakai erschien, der die Frau Gräfin zu sprechen verlangte. Er überreichte ihr einen Brief folgenden Inhaltes:

Madame!

Ich habe die Ehre, Ihnen die Geschenke zurückzusenden, welche ich dem Herrn Grafen von Lauraguais verdanke. Ihre ergebenste Dienerin Sophie Arnould.

Die Geschenke, welche Sophie Arnould im Wagen zurücksandte, waren — zwei allerliebste kleine Kinder, schön wie ein Paar Liebesgötter.

E. F. K.

Verschnappt.

Die kleine Baronin von K., die sehr kokett ist, hat viele Verehrer, denen sie Vieles verspricht aber gar nichts hält.

Indeß hatte sie sich jüngst mit dem jungen Guntram von Z. ziemlich weit eingelassen und dieser kam ganz selig zu dem Rendezvous, das die Schöne ihm gegeben hatte.

— Endlich! rief der Anbeter begeistert; — endlich bin ich im Hafen meines Glückes!

Da erhebt sich die Baronin und weist ihm mit wüthender Geberde die Thür.

— Unverschämter! ruft sie; Das nennen Sie einen Hafen?

Der Dichter.

Ein Literat, der mehr Temperament als Thaler besaß, beginnt vor seiner kleinen Frau sein neuestes Gedicht zu declamiren:

„Die Sonne vergoldet, was sie liebkoset . . .“

— Ach, Das solltest Du ihr nachmachen! unterbricht ihn die Gattin.

*

Pech.

— Das ist doch ein seltenes Pech! erzählte neulich Herr B. einem seiner Freunde. Denken Sie sich, daß ich endlich einen alten, reichen Junggesellen fand, dem ich meine ältere Tochter zur Frau zu geben gedachte. Einen Monat hindurch speiste er täglich bei mir zu Mittag, und da ich mußte, daß er ein Feinschmecker sei, nahm ich für schweres Geld eine ausgezeichnete Köchin in meine Dienste. Wissen Sie nun, was geschehen ist?

— ??

— Er hat die Köchin geheirathet.

*

Trost.

Herr Ludwig Schmerzensreich, der in die kleine Frau K. bis über die Ohren verliebt ist, klagt einem Bekannten sein Leid.

— Es ist zum Verzweifeln! Seit drei Monaten bestürme ich sie — ohne den geringsten Erfolg!

— Nur Geduld! — tröstet ihn der Andere; — es wird auch an Sie die Reihe kommen.

*

Bei der Toilette.

Madame K. zur Jose:

— Nicht wahr, Sophie, diese Strumpfbänder sind nicht mehr chic?

— Was liegt daran, Gnädige? Man sieht sie doch nicht . . .

— Ja, aber wenn es regnen sollte?

*

An der Table d'hôte.

Ein hübsches Dämchen zu ihrem Nachbar:

— Es ist so dunkel in diesem Saale, daß man seinen Mund nicht findet!

— Gestatten Sie, meine Gnädige, daß ich Ihnen suchen helfe?

*

Die weiß es schon.

Lehrer: „Wie heißt das schöne Band, welches die Frau an den Mann bindet?“

Schülerin: „Ein schönes Armband!“

*

Genugthuung.

Frau: „Ach, lieber Mann, ich habe ein Geschwür am Zahnfleisch, daß ich kaum den Mund aufthun kann.“

Mann: „So hat jedes Unglück auch seine gute Seite!“

Ein Duell.

Skizze von Titanello.

Fine junge, reizende, liebedurstige Frau und ein alter, häßlicher, ruhebedürftiger Gatte — das ist eine alte Geschichte! Schon unserer Aeltermutter Eva ging es so. Die Bibel läßt sie am sechsten Schöpfungstage einige Stunden nach dem Manne werden — die gesunde Ueberlegung sogar noch später, denn wie konnte nach ihrer Erschaffung der Herr einen Ruhetag haben? Und, was in der Schöpfungsgeschichte Tage und Stunden bedeuten, das weiß man ja.

Die Gewißheit, daß das Uebel alt und verbrieft sei und namentlich zu den Privilegien ihres Standes gehöre, war ein schwacher Trost für die Gräfin Arabella Ahltzen. Zumal da sie nicht nur jung, reizend und liebedurstig war, sondern sogar sehr jung, sehr reizend und fast verschmachtet vor inbrünstigem Liebessehnen.

Das Schönste an ihr waren die Schenkel. So blendend weiß, so fest, so üppig! Und überdies war der linke noch an der Mitte der Innenseite geziert durch einen großen, braunen Leberfleck. Ja, geziert! Die kühnste Fantasie konnte so etwas pikant Eigenartiges nicht erfinden. Wie Freiligrats Mohrenfürst ruhte das Maal da, die einzige Wüste in diesem Eden der Schönheit. Wäre es nicht gewesen, das Auge hätte so viel Glanz nicht ertragen können! Wie sammetweich war diese Haut! nicht das kleinste Härchen, nur dem Leberfleck war ein goldfarbened Büschelchen entsprossen!

Emil Nachtigall wußte diesen Reiz zu schätzen. Stundenlang konnte er daliegen, während Arabella in kurzem, seligem Schlummer von den Stürmen des Liebesrausches ausruhte, und hielt das schöne Haupt bewundernd über diese Glieder ohne Gleichen gebeugt, so daß seine schwarzen Locken auf dieselben hinabfielen und einen wunderbaren Gegensatz zu ihrer Weiße bildeten. Zu anderen Zeiten wurde er nicht müde, diese Meisterstücke der Natur zu streicheln. Am liebsten aber küßte er sie und zwar in allen Stadien des Kusses, von dem sanften Hauche der Anbetung bis zu dem glühenden, wilden, schmerzenden Kusse in der Ekstase der Sinnlichkeit, der mehr ein Beißen zu nennen ist. Alsdann begriff er, wie man Kannibale sein kann.

Wie kam der arme Maler zu der Dame des höchsten Adels? Sie war zu ihm gekommen. In einer tollen Laune war sie auf den Modellmarkt gegangen, natürlich in sorgfältiger Bekleidung, um Abenteuer zu suchen. Der glückliche Emil erblickte in ihr das herrlichste Vorbild zu einer Venus; er gefiel ihr, und sie ging mit ihm in sein einfaches Dachstübchen. Als sie wieder ging, war sie seine Geliebte, und er wußte, daß sie die Gattin des großen Kunstkenners Grafen von Ahltzen sei.

Von da an zerfiel der Tag für Emil Nachtigall in drei Theile. Die glücklichste Zeit war natürlich die des Beisammenseins mit seiner Huldin. War sie am Morgen in aller Frühe gegangen, so setzte er sich an die Staffelei und malte. Wen anders, als sie? Auch da war er glücklich — in der Erinnerung. Den dritten Theil des Tages verzehrte ihn die Ungeduld und löste ihn in ein wonniges Ausmalen der kommenden Stunden auf.

Das Bild war vollendet. Bella schwamm in Seligkeit.

„Wie schön ich bin; welch' ein Genie Du bist! Aber,“ fügte sie traurig hinzu, „wie schade, daß Du es nicht ausstellen, nicht veräußern darfst!“

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Ja, das war nur zu wahr! Dieses Kunstwerk mußte ewig in eine dunkle Mansarde verbannt bleiben, kein menschliches Auge — außer dem seinen und jenem der Geliebten — durfte es schauen, wenn diese nicht kompromittirt sein sollte. Ein grausamer Kampf schnürte seine Kehle zusammen. Aber die Liebende fand einen Ausweg. Sie flüsterte ihm ihren Rath ins Ohr, und alsbald tanzten die beiden Glücklichen vor Freude wie unsinnig umher, bis sie erschöpft auf das Lager sanken.

Am folgenden Abend schon war das Bild ein anderes geworden. Aus tiefem, nächtigem Dunkel hob sich eine verummunte Frauengestalt nur undeutlich hervor. Mit der einen Hand lüftete sie das Gewand, und man sah nur die wundervollen Schenkel mit ihrer seltsamen Bier in vollem Lichte, das räthselhaft von ihnen selbst auszugehen schien. Alles Andere war dunkel und unbestimmt.

Das Bild war ein Ereigniß. Der Name Nachtigall flog in alle Welt hinaus und man war Eins in Lob und Bewunderung. Die fabelhaftesten Preise wurden geboten.

Eines Tages klopfte es an Emils Thür. Auf dessen „Herein!“ trat ein älterer Herr in tadellosem Gesellschaftsanzuge in das Zimmer. Er verbeugte sich mit steifer Würde und nannte einen hochadeligen Namen. Nachtigall bat ihn, sich zu setzen.

„Ich danke, mein Herr, ich habe nur wenige Worte mit Ihnen zu wechseln.“

„Ich bin begierig, Sie zu hören.“

„So unangenehm mir bei meinen Jahren und meiner Stimmung ein derartiger Auftrag war, wie ich ihn habe, mußte ich ihn doch annehmen, weil mein ältester und bester Freund mich um diese Gefälligkeit bat. Ich komme im Auftrage des Herrn Grafen Ahltzen.“

Der arme Emil wurde bleich wie Kreide und zitterte so sehr, daß er sich in einen Farbenkasten setzte. Was war das? Bella hatte ihm doch zugeschworen, daß nicht einmal ihr Gemahl ihre Reize kenne, daß er — Emil — der Einzige sei, und nun —? Wie konnte Jener etwas erfahren haben? Für sich selbst fürchtete er nicht, aber für die Geliebte.

„Dieser Name wird Ihnen sagen, was ich von Ihnen wünsche.“

„Ja!“ brachte der Maler seines Glends mühsam hervor.

„Nun, ich verstehe, daß es Ihnen schwer wird, sich von so viel Schönheit zu trennen. Aber, was wollen Sie, bei Ihrer materiellen Lage können Sie Bella, so heißt ja das Ding wohl, nicht für sich behalten.“

„Sparen Sie Ihre Worte, mein Herr. Ich werde dem Wunsche des Herrn Grafen genügen. Welche Zeit, welchen Ort hat er gewählt?“

„Sie führen eine sonderbare Sprache; aber ich halte sie Ihrer Jugend zugute. Seien Sie morgen Mittags 12 Uhr bei dem Notar Dr. Peringer!“

„Bei einem Notar? Seltsam! . . . aber es ist ja alles eins.“

„Für Zeugen werden wir sorgen.“

„Noch Eins, mein Herr! Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist, sagen Sie mir: was wird der Graf mit Bella machen?“

„Mit ihr? Nun, er hängt sie jedenfalls über seinem Bette auf.“

„Ha, Mord, grauenvoller Mord! Und welche teuflische Berechnung, über diesem Bette!“

„Ich gebe zu, daß der Ort nicht der günstigste ist, etwas feucht, und schlechtes Licht fällt darauf. Aber, was wollen Sie? der Preis ist auch ein recht hübscher.“

„Der Preis?“

„Ja doch, nannte ich Ihnen den nicht? Das ist köstlich; aber Sie ließen mich auch gar nicht zu Worte kommen. Was sagen Sie zu einer halben Million Mark?“

„Herr, wollen Sie mich foppen?“

„Kein guter Ausdruck, aber beruhigen Sie sich, Sie sollen doppelt so viel bekommen, wenn Sie über die ganze Sache schweigen.“

„Wofür hält mich Ihr Freund?“

„Ja, wenn Ihr Stolz darauf nicht eingeht, wird aus unserem ganzen Handel nichts. Aber bedenken Sie doch, eine Million für drei Quadratmeter bemalter Leinwand!“

„O, dieses unglückselige Bild! Wo ist es, daß ich es vernichte!“

„Halt, Wahnsinniger! Das darf ich im Interesse der Kunst nicht dulden. Denken Sie an das Wort: Sie würden den Wunsch des Grafen erfüllen!“

„Was hat Das mit dem Bilde zu thun?“

„Der Graf will es kaufen. Sie bekommen eine Million dafür. Morgen Mittag 12 Uhr wird bei dem Notar Doktor Peringer der Kaufvertrag stipulirt. Die Zeugen besorgen wir. Nun, sind Sie endlich einverstanden?“

„Und weiter wollen Sie nichts?“

„Nein; ist Ihr Bild, das Sie ja wohl Bella genannt, nicht genug?“

Die helle Lache, in welche der Maler ausbrach, setzte den guten Alten nicht wenig in Erstaunen. Oder doch vielmehr nicht sehr, denn er war längst davon überzeugt, daß der Ruhm den jungen Künstler verückt gemacht. Vorsichtig brachte er die Thüre zwischen sich und jenen und fragte nur noch:

„Werden Sie kommen?“

„Gewiß, alter Jubelgreis!“ schallte es ihm unter lauten Nachsalven entgegen, die ihn noch bis auf die Treppe verfolgten.

Am folgenden Tage Mittags 12 Uhr war Emil Millionär. Eine halbe Stunde später fuhr die Gräfin bei demselben Notar vor und beauftragte ihn, die Scheidungsklage des Grafen wegen böswilligen Verlassens zu fördern. Eine weitere halbe Stunde später waren die beiden Glücklichen unterwegs nach Nizza. Nach noch einer halben Stunde kehrte Graf Abtzen von dem Festessen zurück, das dem Kaufvertrage gefolgt war, und hängte das Schenkelfstück seiner Gattin über seinem Bette auf. Um die Anstrengungen des Tages zu vermindern, legte er sich sofort nieder und glitt aus verzücktem, wollüstigem Anstarren der schönen Glieder in wonnige Träume hinüber.

Auch er war glücklich! . . .

Richtige Auskunft.

Wir schritten im Walde, es war so still,
Wie ein Schatten des Paradieses,
Wir fragten um unser Wanderziel —
„Eine schwache Stunde“ — hieß es.

Wir kamen an mit unserem Glück,
Erkannten die richtige Kunde —
Denn selig blickten wir zurück
Auf eine — „schwache Stunde!“

Ignaz Pauer.

Neue alte Geschichten.

Von Catulle Mendès.

Von einer Dame, die durch die Eifersucht ihres Gatten fest eingeschlossen und dann durch diejenige ihres Liebhabers noch fester eingeschlossen wurde.

I.

Mich dünkt, daß niemals eine Freude vergleichbar war mit jener, welche der junge Vicomte Apollo von Bois-Gaillard bekundete, als ihm die Nachricht ward, daß der Herr von Puyfaurin mit dem Kreuze auf der Brust eben nach Palästina aufgebrochen sei. Denn es war die Zeit, da die Barone der französischen Christenheit freudig nach dem heiligen Lande zogen, um sich da das ewige Heil und die Kräfte zu holen.

„Auf! rief der Vicomte; schirrt mein Pferd an und legt ihm den Sattel auf!“

Das Thier war bald aufgezümt und gesattelt; der Vicomte schwang sich in den Sattel, setzte die Sporen ein und sprengte davon, nicht erst über die lange Heerstraße, sondern quer durch Felder und Weingärten. Wie? wollte er etwa gar den Kreuzritter einholen, um ihm glückliche Wallfahrt und glückliche Kriegsabenteuer zu wünschen? Weit gefehlt! Gern hätte er gewünscht, daß der alte Edelmann bei der ersten Wegkrümmung den Hals breche. Denn er war seit drei Jahren der Herzensfreund der Frau Cécile von Puyfaurin und es war ihm eine unsägliche Wonne zu denken, daß er nunmehr ohne Hinderniß Diejenige besitzen würde, die er bisher — wenn gleich es Beiden an gutem Willen nicht fehlte — kaum küssen durfte. Zur Gattin und nicht zum Gatten ritt er so eifrig, glaubt es mir! Niemals hatten die verliebten Minnesänger der Provence in ihren Liedern eine Schönerer verherrlicht, als diese war. Wenn sie die Augenlider nach dem Himmel aufschlug, fragte sich der Himmel: „Was sind das für kleine Sterne, heller als die meinigen?“ Und erst wenn sie die Augen schloß, schienen die anderen Sterne ihren Glanz wieder zu gewinnen. Indeß war sie nichts weniger als himmlisch und würde es sehr krumm genommen haben, für eine Solche gehalten zu werden; denn sie besaß unvergleichlich schöne Rundungen des

Leibes überall wo es solche zu haben sich geizt und einen so festen Busen, daß der unberührte Schnee der Berge sich dachte: „ich würde euch gleich kommen, ihr jugendlichen Brüste der Edelbame von Puyfaurin, wenn ich heiß zu sein vermöchte, ohne zu schmelzen!“ Und noch eine andere Schönheit barg sich an ihr, so geheimnißvoll köstlich, so dunkelblond, daß kein Wort, und wäre es aus Gold und Abenddämmerung gewoben, es auszusprechen vermöchte.

Der Vicomte von Bois-Gaillard hatte denn guten Grund, so eilig nach dem Schlosse zu reiten, wo seine Dame sich nach ihm sehnte in dem freudigen Gefühle, wenigstens für einige Zeit Wittve zu sein; und als er auf den Schloßhof gesprengt war und sein Roß den Stalljungen überlassen hatte, stürzte er nach dem Gemache, wo Cécile von Puyfaurin, eine Rose zwischen den Lippen, auf scharlachrothen, goldgestickten Sammetkissen seiner harnte.

Er verlor keine Zeit.

— Schicket Eure Diener und Frauen hinweg! rief er. Allein zu sein durch fünf Tage und fünf Nächte, dann noch durch hundert Tage und hundert Nächte (und müßten wir inzwischen Speise und Trank entbehren): das scheint mir Dasjenige, was uns noth thut, nachdem Euer Gemahl, mit dem Kreuze geschmückt, nach dem Morgenlande ausgezogen!

Und schon hatte er die Arme um ihren Leib geschlungen, um sie, die gleichfalls nach Liebe Lechzende, auf den scharlachrothen, goldgestickten Sammetkissen zu betten, als die Dame abwehrend und mit bekümmelter Stimme sich also vernehmen ließ:

— Ach, nein nein! berührt mich nicht! küßet mich nicht! und fliehet, ich bitte Euch, aus diesem Gemach, wo Euer Verlangen nach mir nur noch wachsen könnte.

— Wie? rief er; bin ich Euch hassenswerth geworden? liebt Ihr nur mehr den Gatten, der von Euch fortgezogen?

— Ach, entgegnete sie, Euer Name ist der einzige, der mir theuer ist; meine Lippen tragen nur nach den Euren Verlangen, sintemalen Ihr der tapferste und ruhmvollste der Ritter seid, die jemals Lanze mit Lanze kreuzten. Aber betrachtet, ich bitte Euch, den trübseligen Zustand, in welchen ich versetzt bin! Ach, es ist gar traurig!

Und sie hob weinend den Rock und ließ den eifrigen Liebhaber die zahllosen und verwickelten Verschlüsse sehen, mit welchen der eifersüchtige, abscheuliche Gatte, ehe er nach dem heiligen Grabe ausgezogen, umhüllt und umspannt und umschlossen hatte jene verborgene, geheimnißvoll köstliche, so dunkelblonde Schönheit, die kein Wort, und wäre es aus Gold und Abenddämmerung gewoben, zu schildern vermöchte!

Der Liebhaber stürzte sich auf den Verschuß, denn er konnte nicht glauben, daß das Werk eines Menschen, und wäre dieser der größte Künstler, der stürmischen Begierde widerstehen könnte, die sein ganzes Wesen belebte. Aber, ach, vergeblich waren seine Anstrengungen. Das Schloß widerstand, dank einem Schlüssel, welchen der Gatte nach Palästina mitgenommen hatte. Der Vicomte von Bois-Gaillard mußte endlich überwinden und blutend ablassen, und nun weinten sie Beide — der Liebhaber und die Geliebte — ob der Vergeblichkeit ihres enttäuschten Verlangens.

II.

Wären der Vicomte von Bois-Gaillard und die Dame Cécile von Puyfaurin von jenen Verliebten gewesen, welche fähig sind, an die Stelle der augenblicklichen Befriedigung die Freuden der Verzögerungen treten zu lassen und der endgiltigen Lust die Sehnsucht der noch erhofften Sättigung vorziehen: sie hätten einiges Vergnügen finden können in den unvollständigen Freuden, welche die eifersüchtige Erfindung des alten, nach Palästina gezogenen Edelmannes ihnen gestattete. Allein, da sie ganz einfache Verliebte waren, die nicht auf Umwegen ihr Ziel suchten; da sie, nachdem sie einander wollten, sich ganz wollten; da der in einander fließende Hauch ihrer glühenden Lippen ihr Verlangen nach einer engeren Verschlingung noch steigerte, welche bei ihnen sicherlich kein Bedauern hervorgerufen haben würde: schwor der höchlich enttäuschte Vicomte von Bois-Gaillard hoch und theuer, er werde ein Mittel finden, um die schmachvolle Schlosser-Erfindung des Herrn von Puyfaurin zu Schanden zu machen. Er verließ zur selbigen Stunde das Gemach, wo die Kissen von scharlachrothem, goldgesticktem Sammet so unnütz geblieben und begab sich nach der nächsten Stadt, um die in gewissen Fällen sehr nützliche, in anderen Fällen wieder sehr gefährliche Kunst jener Arbeiter zu erlernen, welche keine Schlösser zu öffnen verstehen.

Man kann sich wohl denken, daß er als Mann von edlem Stamme alsbald ein sehr flinker und sehr geschickter Schlosser wurde. Nach kurzem Aufenthalte in der Werkstätte erlangte er eine solche Geschicklichkeit in der Verfertigung von allerlei Eisen- und Stahlarbeiten, daß er es verdient haben würde, bei dem Aufzuge der Schlosserzunft obenan zu schreiten. Allein dieser volksthümliche Ruhm war es nicht, nach welchem er geizte. Wohl unterrichtet in der Kunst, die schwierigsten Schlösser zu öffnen, ohne daß man es merkte, kehrte er nach dem Schlosse zurück, wo Dame Cécile von Puyfaurin seiner harnte, mit einer erschlossenen Rose zwischen den Lippen, und einer andern, leider noch nicht erschlossenen Rose anderwärts. Als der Geliebte wiederkehrte, dem künftig die scharfsinnigsten Kombinationen der eifersüchtigsten Schutzgürtel kein Hinderniß mehr bieten sollten, ward auch die andere Rose erschlossen, so geheimnißvoll köstlich, so dunkelblond, daß kein Wort, und wäre es aus Gold und Abenddunkel gewoben, es auszudrücken vermöchte. Von diesem Augenblicke ab waren die beiden Verliebten so glücklich und zufrieden, als man es immer sein kann. Dank den feinen Kniffen und geschickten Arbeiten des in der Schlosserkunst wohlverfahrenen Liebhabers bot der eiserne Gürtel keinen ernstlichen Widerstand mehr. Um deutlicher zu reden: es war so gut, als ob überhaupt kein Gürtel da gewesen wäre und sie freuten sich nach Herzenslust der Abwesenheit des Gatten, der mittlerweile in Palästina foht.

III.

Doch endlich kam der Gatte heim. Er war sehr zufrieden, denn er war der Kräfte und den Lanzen der Sarazenen glücklich entgangen. Ueberdies war er der Treue seiner Gemahlin sicher, die er auf dem heimathlichen Schlosse zurückgelassen hatte. Sicher? Nun ja: vonwegen des Schutzgürtels, den er ihr angelegt hatte. Wer hätte ihn benachrichtigen können, daß ein

Liebhaver, der ein Meister war in der Schlosserkunst, in seiner Eifersucht Vergeltung gegen den Gatten geübt habe?

Unter den Kriegsgefährthen, mit welchen er heimkehrte und welche ob der unwahrscheinlichen Treue ihrer Ehegattinnen besorgt waren, zog der Herr von Puyfaurin sehr ruhig einher, dank dem Schutzgürtel, zu welchem er allein den Schlüssel besaß. O, dieser Schlüssel! in allen schweren Mühen und Fährlichkeiten seiner Kreuzfahrt hatte er ihn bewahrt; und besaß er diesen Schlüssel nur, es konnte Keiner in das Geheimniß seiner Hausehre eindringen. Stolz war er auf die Sicherheit, daß er seine Gemahlin in voller Unschuld wiederfinden würde. Da er überdies während seiner Pilgerfahrt nur häßliche Reigerinnen gesehen, die seine Sinnenlust wenig gereizt hatten, brachte er eine Anhäufung von Liebesbegierden heim, welche durch die langen Entbehrungen auf das Höchste gesteigert waren. So daß er, kaum als der Thurmwart ihm den Willkomm geblasen hatte, die Thüren geschlossen worden und er seine Rüstung abgelegt hatte, sich auf sein eheliches Gemahl stürzte. Obgleich Dame Cécile wegen seines Alters und seines struppigen Bartes ihn verabscheute, schien sie ihn dennoch nicht abzuweisen und schien sein eheliches Ungestüm ruhig über sich ergehen lassen zu wollen.

Sie hatte wohl Ursache ruhig zu sein. Er setzte den Schlüssel ein, aber vergebens. Er drehte ihn noch einmal. Umsonst. Anfänglich war er zufrieden über die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen; er freute sich des Hindernisses, das er Anderen bereitet hatte. Dann aber ward er stutzig und wüthend. Und als er rathlos dastand, angesichts der Gattin, deren willige Hingebung ihm unnütz war, nahm diese endlich das Wort:

— Vergebens bemüht Ihr Euch, das Schloß zu öffnen; es war ein anderer Schlosser da, der sein Geheimniß für sich behalten wird!

Kleine Weisheiten für alle Tage.

Bei vielen Frauen ist das Altwerden das einzige Zeichen, daß sie sich bessern, bei Anderen selbst dieses nicht.

*

Je tiefer die Decolletage einer Frau, desto weniger sieht man ihr Herz.

*

Wir Männer lieben die kleinen Frauenfüße, weil der Druck kleinerer Pantoffel leichter zu ertragen ist.

*

Das Mädchen ist die Phantasie, die Frau ist die Wirklichkeit.

*

Die Frauen verstehen das „Nein“ in einer Weise auszusprechen, daß es ermutigender klingt, denn ein „Ja“.

*

Die Frau braucht hundert Gründe, um uns zu lieben und hat an einem genug, um uns zu betrügen.

*

Wenn es die Liebe noch nicht gäbe, die Frauen würden sie sicher erfinden.

*

O, es gibt auch treue Frauen! Aber sie sind bald dem Einen, bald dem Andern treu.

Aragon.

Von Th. de Banville.

I.

Es war vor vielen Jahren, daß Frau Julie Candas, nachdem sie alt geworden und vom Theater geschieden war, mit ihren guten Rathschlägen ihre junge Schülerin, Fräulein Suzanne Glize unterstützte, die einige Tage später in der Rolle der „Agnes“ debütiren sollte.

— Sicherlich, mein Kind, ist die Kunst des Schauspielers eine sehr schwere und sehr komplizirte, besonders dann, wenn man sie lernen und lehren soll; allein die natürliche Begabung ist hierbei von so großer Wichtigkeit, daß man sich manchmal fragt, ob sie nicht überhaupt Alles sei. Du verlangst meinen Rath, — höre ihn. Sei hübsch; wenn möglich, sei schön: Das ist unerläßlich. Und Du hast ja Alles, was hiezu nöthig ist. Ferner: sprich gut und klar, sonst wird die schönste Deklamation der Welt schal und unedel. Endlich: wenn Du auf Deinem Wege irgend einen Dämon der Phantasie, der Seltsamkeit, der Narrheit oder der Klugheit trifft, der nach Deinem Besitze strebt, liefere Dich ihm aus voll und ganz. Auch ich hatte meinen Dämon, der eine große Tragödin aus mir gemacht hat, — ich darf es doch wohl heute schon sagen. Dieser mein Dämon war ganz einfach die Liebe.

— Ach, Madame, erzählen Sie mir Das! bat Suzanne Glize.

— Gern, erwiderte Julie Candas; — denn ich bin so alt, daß ich nunmehr der Geschichte angehöre. Meine liebe Suzanne: zu meiner Zeit war man beim Theater nicht tugendhaft und ich war wie die Anderen. Ich debütirte unter den Auspizien des Grafen von Tilles, des damaligen allmächtigen Ministers, der — wie man zu sagen pflegt — „das Ohr des Königs hatte“. Ich war eingestandenermaßen sein Schützling und Dies bekam mir wohl, weil ich sonst nicht acht Tage an der Comédie Française geblieben wäre. Ich debütirte daselbst in „Peters Fest“ von Molière. Ich spielte die Charlotte, die schönste Person des Stückes, dieselbe Rolle, welche einst Armande Bejart „kreieren“ wollte. Den Don Juan Tenorio spielte Aragon, der berühmte Schauspieler, der mit einer göttlichen Schönheit begabt war. Als ich ihn bei der Gesamtprobe zum ersten Male sah, pochte mein Herz so heftig, daß es schier meine Brust sprengte; ich fühlte, wie mir alles Blut zu Kopfe stieg; ich war vernichtet, bezwungen, wahnsinnig vor Liebe. Ich liebte Aragon; ich habe ihn mein ganzes Leben lang geliebt und obgleich er längst todt ist, liebe ich ihn noch immer.

Sein Rollenfach am Theater war weder das der Könige, noch das der Helden, noch das der ersten Liebhaber; ein Fach, wie es in Molière's Truppe seit La Grange Niemand mehr inne hatte. Aragon spielte alle jene Persönlichkeiten, die herrlich schön sein müssen und die, als Solche angekündigt, selbstverständlich ausgepiffen werden, wenn sie es nicht sind. Allein Aragon hatte nur Eines zu fürchten: daß er schöner sein könnte, als das Ideal des Dichters. Uebrigens gab es für ihn keine zu große und keine zu kleine Rolle. Er spielte den Hypolit,

Badeskizzen.



Zu viel,



Zu wenig,



Gerade genug.

den Nero und den Adrast gleich ausgezeichnet und schrak selbst vor dem „Zéphir“ in der „Psyche“ nicht zurück, eine Rolle, welche Molière sich selbst vorbehielt, weil er keinem anderen Schauspieler so viel Takt zutraute, mit einem Flügelpaar an den Schultern nicht lächerlich zu erscheinen.

II.

Hatte ich auf den ersten Blick mich in Aragon verliebt, so war es mir unschwer wahrzunehmen, daß er mich wunderbar schön fand, was ich in Wirklichkeit war. Ohne Künstelei und Aufdringlichkeit sandte er mir einen Liebesblick zu, dessen Gluth genügt haben würde, das Polareis zum Schmelzen zu bringen, und welchen ich mit einem Blick des Abscheus und Schreckens erwiderte. Und warum? Weil ich gehört hatte, was alle Welt wußte: daß Aragon mehr Don Juan sei als Don Juan selbst. Man sagte, es sei eine Ueberlieferung, fast ein Prinzip, daß alle Frauen ihm angehören. Die wenigen Proben, die mich mit ihm zusammenführten, überzeugten mich, daß diese Legende nicht übertrieben sei. Wenn man sah, wie er mit ihnen sprach, wie er sich mit ihnen benahm, konnte man an der Wahrheit dieser Gerüchte nicht zweifeln. Elvira und Mathurine waren seine Maitressen gewesen und waren es ohne Zweifel noch immer. Und außer ihnen alle Schauspielerinnen, alle Kostümschneiderinnen und deren Töchter, alle Ankleiderinnen, alle Logenschließerinnen und die Hausmeisterin des Theaters. Denn Aragon war wie die Sonne: er verschmähte nichts; seine Strahlen fielen ebenso auf die Pilien wie auf die Düngerhaufen.

Ja, seit jenem Augenblicke betete ich Aragon an und ich würde für ihn mein Blut tropfenweise hergegeben haben. Aber ich wollte für ihn keine Sklavin sein wie die Anderen; ich wollte mich nicht als unterthänige Hündin der Reihe der übrigen Hündinnen anschließen. Darum wollte ich den Hochmüthigen fliehen, der die Frauen nicht begehrte und ihnen nicht huldigte, sondern sie einfach pflückte, wie die Maulbeeren am Hag.

Als ich nach der Probe die Bühne verlassend durch einen dunkeln Korridor schritt, fing Aragon mich in seinen Armen auf. Er zog meinen Kopf an sich und drückte einen Kuß auf meinen Mund, einen Kuß, dessen Brennen und dessen wunderbare Wonne ich noch heute, nach so vielen Jahren fühle. Ach, ich lag in seinen Armen und hätte für immer da bleiben, da sterben mögen. Allein, mich rüttelte der Gedanke auf, daß ich dann eine der tausend Geliebten wäre, daß ich wäre wie die Anderen, die ihm als Zeitvertreib, als Spielzeug dienen. Ich stieß ein Geheul aus und riß mich mit einem heftigen Ruck aus Aragons Armen los, dessen Enttäuschung und Ueberraschung ich deutlich sah.

Er hatte bisher keinen Widerstand gefunden und mein Betragen hatte ihn ganz irre gemacht. Als wir uns das nächste Mal wieder bei einer Probe begegneten, vermied er es, das Wort an mich zu richten, machte Umwege, um mich nicht zu berühren und hielt sich von mir fern, als hätte er es mit einer Verrückten zu thun; wenn ich genöthigt war, ihm ein Wort zu sagen, suchte er den Sinn desselben zu erforschen; wenn er mir eine Bemerkung zu machen hatte, ließ er sie mir

durch den Regisseur vermitteln. Uebrigens hatte Aragon dem Leiter der Comédie Française offen erklärt, daß er nicht spielen könne mit einer Schauspielerin, die ihm nicht angehört hatte. Ein Kampf war unmöglich zwischen mir, einer einfachen Pensionärin des Theaters und dem berühmten Schauspieler, dem Gößen des Volkes; anderseits aber wagte man es nicht, den Schützling, die Freundin des allmächtigen Ministers an die Luft zu setzen und so währte der stille Krieg zwischen zwei Feinden fort, deren Einer den Andern anbetete.

III.

Aragon war nicht bloß ein Don Juan, sondern auch ein Frauengünstling; einer jener Typen, wie sie der große Michel Baron für sein eigenes Genie, für seine eigene Schönheit geschaffen, und von welchen man geglaubt hatte, daß nach Michel Baron sie Niemand mehr spielen werde können. Michel Baron spielte den Typus vor jenen großen Damen des Zuschauerraumes, die alle — mehr oder weniger — seine Geliebten gewesen waren und bei welchen er am hellen Tage zu erscheinen wagte, um sich seine Nachtmütze abzuholen. Aragon that dasselbe. Auf der Bühne, im Zuschauerraum und überall gehörten alle Frauen ihm an; die Sicherheit und die Ruhe des Triumphes las man ihm vom Gesichte ab. Der Weibergünstling ist entschieden abstoßender als der Don Juan. Im Don Juan gibt es noch etwas vom Hösling, etwas vom Helden, etwas vom Liebhaber. Er nimmt sich die Mühe, ein Wüstling und Philosoph zu sein, stellt Systeme auf, will dem Himmel trotzen. In dem Weibergünstling findet sich nichts von Alledem. Er ist eine männliche Buhlerin, verführt, betrügt, verräth die Frauen wie der Steinklopfer die Steine zerkleinert, bloß um eine Arbeit zu verrichten.

Umgeben von Léonore, Araminthe und Cidalise, die alle drei liebestoll waren nach dem Weibergünstling, war und blieb ich jene schmachthende Lucinde, welche die Raïsin geschaffen, von der man sagt, daß sie die Geliebte des Dauphin gewesen. Ach, es war mir nicht schwer, all' die Herzensnoth, all' die Leidenschaft, all' den Wahnsinn Lucindens zu veranschaulichen; denn ich durchlebte ihre Qualen, ich selbst war diese Person, ich hatte Lust, meine Nebenbuhlerinnen zu erwürgen. Und doch kam nicht damals mein Schicksal zur Entscheidung. Es war in einer Aufführung des Cid, wo Aragon den Rodriguez, und ich die Ximenes spielte. Hier brauchte ich nur dem Fingerzeig Corneille's zu folgen, um all' der Liebe und all' dem Hass freien Lauf zu lassen, welche ich für den Geliebten empfand. Den ganzen Abend war ich zärtlich, grausam und furchtbar, indem ich vom König Fernando das Haupt des geliebten Rodriguez forderte. Allein, als wir bei der berühmten Scene des dritten Actes angelangt waren, erblickte ich; ich zitterte am ganzen Leibe und glaubte vergehen zu müssen, als Aragon die Verse sprach:

Nimm mir das Leben
Mit rächender, mit mildthätiger Hand!
Denn süßer tausendfach ist's mir
Durch Deine Hand zu sterben,
Als fortzuleben unter Deinem Haß . . .

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie die Antwort:

Halt' ein! nicht hassen kann ich Dich!

gleich einem feurigen Vogel aus meinem Herzen hervorbrach. Ich war so schwach, daß ich nicht begreife, was mich aufrecht hielt. Als ich die Bühne verließ, mußte ich mich an die Dekorationsstücke lehnen. Noch auf der Bühne hatte Aragon mich eingeholt und er flüsterte mir in die Härchen meines Nackens:

— Du liebst mich also, Lügnerin, und nur aus Bosheit hast Du mir so viel Leid zugefügt! Nun, wir werden ja sehen; laß nur das Stück zu Ende gehen!

Wenn ich diesmal noch meinem Herzen, meinem Verlangen nachgegeben hätte, wäre ich Rodriguez an die Brust gesunken. Allein ich that es nicht und ich wollte es nicht, denn eine Stimme in mir sagte mit Entsetzen: „Du wirst sein wie die Andern.“ Und darum sahen wir nichts von Alledem, was Aragon nach der Vorstellung zu sehen hoffte. Ich war entschlossen, ihn zu fliehen und hatte übrigens keine Zeit zu verlieren.

IV.

Während des nächsten Zwischenactes, noch als Ximenes kostümiert, suchte ich den Leiter des Theaters auf und sagte ihm — der Wahrheit gemäß — daß General Alexejeff, der Botschafter Rußlands am Hofe des Königs von Frankreich, mir ein Engagement in Rußland angeboten habe. Ich bat um meinen Abschied. Er willigte ein, wengleich ich schon einigen Erfolg hatte, weil die beständige Fehde zwischen mir und Aragon viel Unruhe am Theater verursachte. Glücklicherweise oder unglücklicherweise traf ich noch am nämlichen Abend im Foyer die zwei Personen, deren ich bedurfte: den General Alexejeff und den Grafen von Tilles. Ich theilte dem russischen Botschafter mit, daß ich seinen Engagements-Antrag annehme; was den Minister betrifft, so war er im Begriff zu heirathen und eitel genug zu glauben, daß ich deshalb gekränkt sei; er fand es daher ganz natürlich, daß ich Paris verlassen wollte.

Am folgenden Tage reiste ich nach Petersburg ab. Zwei Jahre lang wurde ich daselbst applaudirt und gefeiert und ich wäre lange Zeit dort geblieben, wenn nicht ein Prinz von Geblüt in heißer Leidenschaft für mich entbrannt wäre, was die Herrscherfamilie in Unruhe versetzte. Als ich nach Paris zurückkam, war Aragon eben von einem beleidigten Ehegatten im Duell getödtet worden. In seinem Testamente hatte er mich zur alleinigen Erbin seines ganzen Vermögens eingesetzt. Es bestand aus einem ansehnlichen Baarbetrage, wundervollen Kostümen, einer prächtigen Sammlung von Waffen, Edelsteinen, Gemälden und Stichen. Was mir aber werthvoller ist als Alldies, das ist sein Portrait. Betrachte dieses Portrait, Suzanne, und Du wirst begreifen, daß ich noch heute, mit weißen Haaren, in das Original verliebt bin.

Mit diesen Worten öffnete Frau Julie Candas die Thüre des benachbarten Boudoirs und zeigte der kleinen Glize das Bildniß Aragons in dem Kostüm des Frauengünstlings Marquis v. Moncade.

Suzanne Glize erröthete bis über die Ohren bei dem Anblicke des Portraits.

— Ach, Madame! rief sie die Hände faltend; — ich an Ihrer Stelle wäre niemals nach Rußland gegangen! . . .



Wenn man neugierig ist.

In der Laube sitzt ein Liebespärdchen.

— Sprich, mein Engel, könntest Du mich betrügen?
fragt Romeo.

Die naive Julie erwidert, verschämt die Blicke senkend:

— Ich weiß nicht; aber wenn Du willst, kann ich es versuchen.

*

Aus den Bädern.

Die kleine Frau N. schreibt aus Franzensbad an ihren Gatten, der sich nach einem Leibeserben sehnt:

„Ich hoffe, daß Dein Wunsch in Erfüllung gehen werde; der Kurarzt eröffnet mir die besten Aussichten. Bis ich nach Hause komme, kann ich Dir hoffentlich Bestimmtes mittheilen.“

*

Pünktlich.

Herr K. erzählt einem vertrauten Freunde, daß er gestern bei der kleinen Gabriele, der anbetungswürdigen jungen Wittve zum Thee gewesen und daß plötzlich die Lampe erlosch u. s. w.

— Ist Das nicht um halb zehn Uhr geschehen? fragt der Freund.

— Ja, erwidert Herr K. erstaunt. — Woher kannst Du Das wissen?

— Oh, ich kenne die Lampe; sie ist darauf dressirt, um halb zehn Uhr zu erlöschen.

*

Die mollige kleine Frau K., deren Mann öfter auf Reisen ist, hatte neulich beim Nachtessen einen jungen Mann zu Gaste, mit dem sie sehr freundlich that. Um zehn Uhr trat das Dienstmädchen, das bei Tische bedient hatte und das noch nicht alle ländliche Einfalt abgestreift hat, in das Zimmer und fragte:

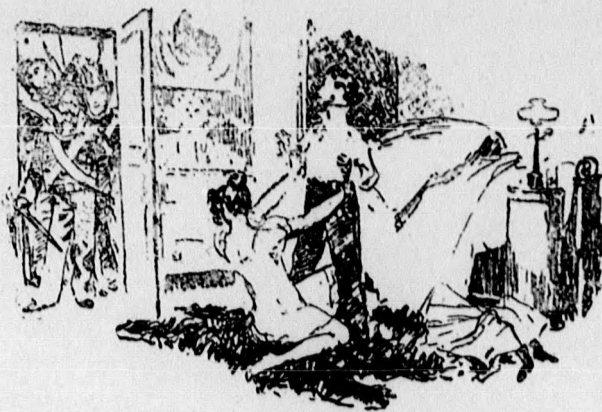
— Darf ich abbetten?

*

Stoßseufzer.

Eine tugendhafte Wittve stößt in einer Gesellschaft einen schweren Seufzer aus und ruft schmerzlich:

— Ach, mein Gott! so muß ich die vielen kostbaren Nächte vertrödeln!



Abenteuer eines Nationalgardisten.

Von Armand Silvestre.



Ich habe einen Entschluß gefaßt, Aurelie!

— Welchen Entschluß, mein Freund?

— Ich werde heute meine Strafe antreten. Ach, vier Tage, ohne Dich zu sehen!

— Zwei.

— Mein, vier! Habe ich Dir denn noch

nicht gesagt, daß meine Strafe verdoppelt wurde?

— Ah! warum denn?

— Ich habe einen Akt des Ungehorsams begangen. Ich habe bei der letzten Revue meinen Sergeant-Major beschimpft. Du kennst ja meine heftige Natur.

— Nein; ich habe keine Ahnung davon.

— Das kommt daher, weil ich mir zuhause Zwang anthue.

— Daran thust Du unrecht.

— Kurz, meine Liebste: ich bin entschlossen, meine Strafe abzubüßen. Durch ein längeres Zögern würde ich mich dem aussetzen, daß man mich abholen, vielleicht aus Deinen Armen reißen würde. Diese aufregende Scene will ich Dir ersparen.

— Du hast Recht, Latude.

So plauderten eines Morgens im Jahre des Heils 1842, noch in ihrem Bette liegend, der Oheim und die Tante meines Freundes Jacques, von dem ich diese Geschichte gehört habe, Herr Bertrand und Frau Aurelie Latude, seine legitime Gattin, während ihre Hauskate zu ihren Füßen unter dem Federbette brummte, wie es ehemals in den Bürgerfamilien der Brauch war.

Einen Augenblick später erhob sich Herr Bertrand von seinem Lager mit der Würde eines Mannes, der soeben eine hehre Pflicht erfüllt hat. Er begab sich in sein Zimmer und schrieb an seinen besten Freund, Herrn Aristides Bisminet folgendes Briefchen:

„Mein lieber Aristides!

Ich fahre ab wie Silvio Pellico, nur auf kürzere Zeit, wie ich hoffe. Auf vier Tage bloß. Wirf manchmal einen Blick in meine Behausung. Aurelie muß zwar nicht überwacht werden. Du kennst sie ja besser als ich. Aber eine Frau kann doch eines Rathes bedürfen. Ich zähle auf Dich. Dein getreuer Latude.“

— Dieser Teufelsjunge liebt mich sehr, sagte er sich, indem er den Brief versiegelte. Er hat sich sogar angeboten,

anstatt meiner zu „brummen“. Ich hatte große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß Das nicht thunlich sei. Er ist freilich aus Tarascon und hat mir diesen Vorschlag ohne jede ernste Absicht gemacht. Ich hätte ihn auf die Probe stellen sollen Ei, es ist doch schlecht von mir, an meinem besten Freunde zu zweifeln. Mein Gott! diesen Provenzalen ist nicht recht zu trauen! . . .

Zehn Minuten noch, dann schritt Herr Bertrand Latude — nicht ohne von den Thränen seiner Gattin reichlich benetzt zu werden — über die Schwelle seines Hauses, stieg in einen vor dem Hausthor haltenden Miethwagen und gebot dem Kutscher, nach dem Gefängnisse der Nationalgarde zu fahren.

*

Als man in der nächsten Straße angelangt war, blickte Herr Bertrand Latude sich um, um sich zu vergewissern, daß Niemand ihm folge. Dann drückte er dem Kutscher ein Goldstück in die Hand und gebot:

— Fahre mich nach Bas-Mendon, mein Sohn! Zur Herberge des Vaters Conte s'en ne.

Hatte er den Kopf verloren? Nicht im Mindesten. Allein, dieser treulose Ehemann hatte schmähslich gelogen, als er seiner Gemahlin von einer Verschärfung seiner Strafe gesprochen. In Wirklichkeit hatte er nur zwei Tage zu „brummen“; aber er hatte sich gesagt: „Wenn ich zuhause vier Tage angebe, werde ich mich während der Hälfte dieser Zeit ein wenig amüsiren können“ — und er hatte an Fräulein Olympe Chicholl geschrieben, eine kleine Freundin, die er extra muros des Ehebettes besaß. Die Kleine schwärmte für Landausflüge und hatte mit Begeisterung ein Stelldichein am Ufer der Seine angenommen.

O, ihr Gestade von Bas-Mendon, wo in Cotelette-Form so viele Hammel verzehrt werden! O, gelobtes Land der Bratfische! Palästina des Entenbratens mit Zuckererbisen! O, ihr schönen Gestade, deren Stille nur durch die Zurufe der Kahnfahrer gestört wird! Schönes Land, wo ich so viele treulosen Geliebten umarmt habe! Schließe gleich einem Vorhange deinen Horizont von Dunkelgrün und den blaß-blauen Himmel über dem Glücke dieser beiden Schiffbrüchigen der Großstadt! Bewahre ihnen deine duftigsten Fliegergebüsch, deine saftigsten Fische, deine schmackhaftesten Entenbraten!



Es scheint, daß diese zwei Tage den Liebenden so rasch dahinschwanden, wie der Schatten des Glücks. Fräulein Olympe Chicholl war auf allen Rasenplätzen umhergelaufen, war in allen Kähnen gefahren, auf allen Eseln geritten, und Herr Bertrand Latude war ihr überallhin gefolgt, zu Wasser und zu Lande. Von den Nächten will ich gar nicht reden; diese vergingen noch weit schneller als die Tage. Zum dritten Male seit ihrer Ankunft in diesem Eden schickte die zur Küste gehende Sonne sich an, ihnen von der Brücke bei Sevres her den

Scheidegruß zuzulächeln, als Herr Bertrand begriff, daß er knapp so viel Zeit habe, sich noch an demselben Tage nach dem Gefängnisse zu verfügen, wenn er sich nicht argen Verlegenheiten aussetzen wollte.

Der Abschied war rührender, als der Sektors. Fräulein Chicholl nahm ihrem Liebhaber den Schwur ab, daß er seinen Kapitän ohrfeigen werde, um das nächste Mal einen längeren Urlaub zu haben.

*

Als Herr Bertrand Latude sich bei dem Kanzellisten des Gefängnisses meldete, fragte ihn dieser:

— Haben Sie etwas hier vergessen?

— Nein, mein Herr; ich komme, um dem Gesetze zu gehorchen, erwiderte der Bürgerföhdat würdevoll.

— O, Sie Spaßvogel! Sie sind doch erst vor zehn Minuten in Freiheit gesetzt worden!

— Was sagen Sie?

— Ich sage, daß Herr Bertrand Latude — so heißen Sie doch wohl? — seine zwei Tage Gefängniß soeben abgefessen hat.

Er schlug sein Buch auf, überzeugte sich, daß dem so sei, wie er gesagt, und klappte den schweren Folianten wieder zu.

Der arme Latude kniepte sich in den Hintern, um sich zu überzeugen, daß er nicht schlafe. Doch faßte er sich bald, und um einen Verdacht aufzuhellen, der sich in ihm regte, sagte er mit leutseligem Lächeln zu dem Schreiber:

— Sie haben Recht, mein Herr; es war ein alberner Scherz von mir. Ich habe in der That etwas in meiner Zelle vergessen und möchte dem Gefängnißwärter ein Wort sagen.

Der Gefängnißwärter wurde gerufen. Latude zog ihn in einen Winkel, von wo ihre Unterredung nicht gehört werden konnte.

— Ist's richtig, daß Herr Bertrand Latude soeben das Gefängniß verlassen hat?

— Ja, mein Herr!

— Da, nehmen Sie fünf Francs. — Wie sieht er denn aus?

— Ein hübscher, großer Junge, der einen Backenbart trägt, wie unser König. Ein wahrer Athlet!

— Mit blauen Augen?

— Ja.

— Und blonden Haaren?

— Ja.

— Mit einer Linse unter dem rechten Auge?

— Richtig! Ich sehe, Sie kennen ihn besser als wir.

— Kein Zweifel mehr! sagte sich Latude. Dieser Tölpel Aristides hat sich für mich geopfert! Mein Gott! wenn diese Leute aus dem Süden sich in den Kopf setzen, Das was sie reden, auch zu halten, dann sind sie zu Allem fähig! Was er gethan hat, ist erhaben, aber blöb! Wenn meine Frau es erfährt, wird sie sich fragen, was ich denn eigentlich diese zwei Tage getrieben? Ueberdies hatte ich ihr deren vier angekündigt! Ich kann noch nicht heim. Wie, wenn sie jetzt hieher käme, um sich zu überzeugen, daß ich hier sei?

Und der unglückliche Ehemann fluchte gleichzeitig seiner eigenen Unflugheit und der ungelegenen Hingebung seines Freundes.

Er entschloß sich, sofort ein kurzes Billet an Aristides zu schreiben. „Dank, Bruder! aber meiner Frau kein Wort sagen! Du warst ein Held; sei jetzt auch noch stumm!“ Ein Bote bestellte diesen lakonischen Brief und Herr Bertrand Latude bat den Kanzellisten um die Erlaubniß, sich ein wenig zu setzen, gleichsam um die Antwort abzuwarten. In Wahrheit war er durch die starken Aufregungen wie gebrochen. Der Kanzellist war ein guter Alter, der gern ein Bißchen plauderte; er gewährte ihm daher ohne Weiteres die erbetene Erlaubniß.

*

— Glauben Sie, daß Ihre Frau Sie sehr ungeduldig erwartet? fragte der Kanzellist, um das Gespräch in Fluß zu bringen.

— Gewiß! erwiderte Bertrand mechanisch.

— Oh, mein Lieber! nicht alle Ehemänner sind so stark verliebter Natur wie Sie.

— Wie beliebt?

— Ich meine: wenn Sie ein Dieb wären, könnten wir von Ihnen sagen, daß wir Sie mit der Hand in der Tasche erwischt haben.

Und der biedere Schreiber lachte plump über diesen feinen Wit.

— Ich verstehe Sie nicht, sagte Herr Bertrand ungeduldig.

— Erzürnen Sie sich nur nicht! Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn Eheleute früh zu Bette gehen.

— Da mögen Sie Recht haben.

— Sie werden auch zugeben, daß unsere Sicherheits-Agenten sich sehr artig benommen haben. Als Sie sich eine Gnadenfrist von zehn Minuten erbaten, um mit Ihrer Frau Gemahlin allein zu bleiben, haben wir den Grund dieses Verlangens sogleich errathen. Mein Gott! wenn man sich auf zwei Tage vom Hause entfernt! . . .

— Was für Geschichten erzählen Sie mir da? fragte Herr Bertrand erstaunt, indem er sich erhob.

— Stellen Sie sich doch nicht so unschuldig, Väterchen! Ich habe ja doch den Bericht.

— Welchen Bericht?

— Den Bericht über Ihre Verhaftung! Wir haben nicht wenig gelacht darüber. Man hat Sie im Bette erwischt, obgleich es erst sieben Uhr war. Sie haben sich willig gefügt, aber Ihre Gemahlin hat allerhand Thorheiten gemacht. Sie hat sich unseren Leuten zu Füßen geworfen, sich die Kleider vom Leibe gerissen, was ihr übrigens nicht viel Mühe machte, da sie im Hemde war. Eine sehr hübsche Frau, wie es scheint! Sie selbst haben sie dann beschwichtigt; Sie erbaten sich zehn Minuten zu diesem Behufe . . . Doch es scheint, daß es Sie verdrießt zu erfahren, wie genau wir unterrichtet sind. Seien Sie beruhigt, Alterchen: es erfährt's kein Fremder.

Herr Bertrand Latude war vernichtet . . . Er hatte die schreckliche Wahrheit begriffen . . . und er hatte soeben ein Danckschreiben an Aristides gerichtet! . . .

— Glender Verräther! brummte er vor sich hin. — Wie habe ich auch nur einen Augenblick glauben können, daß dieser verdammte Südländer . . .

Dann wandte er sich an den Kanzellisten:

— Ich gehe im Augenblick, mein Lieber, sprach er. Aber gestatten Sie mir, noch einen Brief zu schreiben und überlassen Sie mir dazu von dem Papier der Anstalt, wie die Gefangenen es bekommen.

— Gern, mein Herr!

*

Eine Stunde später empfing Frau Aurelie Latude folgenden Brief:

„Liebe Freundin! Mein unglückseliger Charakter hat mir abermals einen bösen Streich gespielt. Ich habe in meiner Wuth drei Gefangenhäuswächter getödtet. Das Kriegsgericht ist sogleich zusammengetreten und hat mich zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt. Wir werden uns nie wiedersehen. Lebewohl! Dein getreuer Bertrand.“

Herr Bertrand war kein Dummkopf und bei dieser Gelegenheit bewies er es. Da er sein Leben zuhause zerstört sah, suchte er es anderwärts. Er behob noch an demselben Tage bei seinem Notar sein Vermögen und schiffte sich am folgenden Tage mit der kleinen Olympia nach Amerika ein.

Frau Bertrand tröstet sich mit Aristides. Ende gut Alles gut. Es war eine schöne Zeit, die der Nationalgarde! . . .

Der Weiberfreund.

Hundert Liebchen waren mir gewogen,
Alle schön und hoffnungsvoll und jung,
Täglich treten diese Lichtgestalten
Wonnighold mir in Erinnerung.

Denn mit neunzig tanzt' ich auf den Bällen
Und mit achtzig ging ich Arm in Arm,
Siebzig sind zum Stelldichein erschienen,
Sechszig drückte ich die Händchen warm.

Fünzig tranken Wein aus meinem Becher,
Vierzig küßte glühendheiß mein Mund,
Dreißig ruh'ten aus auf meinem Schoße,
Bwanzig kneipte ich die Bäckchen wund.

Und vor fünfzehn lag ich auf den Knien,
Behn von ihnen betete ich an,
Fünf hab' ich verengelt und vergöttert,
Drei versehten schier mein Hirn in Wahn.

Bweien habe ich mein Blut geopfert
Im Duell — daß Gott es mir vergiebt —
Einer küßte fromm ich den Pantoffel . . .
Aber keine habe ich geliebt!

Tsuaf.





Sein Verhältniß.

Humoreske von Hermann Grabert.

Reiche Heirath!

Durch vorzügliche Verbindungen in den besseren Kreisen vermittelt streng diskret sehr feine Partien.

Frau Schulz, Potsdamerstraße, 160.

Gustav Bollig liest dies Inserat in einem größeren Berliner Blatte. Er stützt den Kopf auf die Hände. Plötzlich schlägt er sich mit der Faust vor die Stirn und ruft:

„Alle Wetter! Die Frau könnte mir wieder aufhelfen!“

Dann ergreift Gustav hastig Hut und Stock und geht aus.

Die Sache war die: Unser Held hatte mit einer gewissen Ottilie ein Verhältniß gehabt und riesige Summen verschwendet, um ihre vielfachen Launen zu befriedigen. Wie er fast auf dem Korkstöpsel saß, hatte man sich gütlich getrennt. Da entdeckt Gustav eines Morgens in seiner Zeitung die oben-erwähnte Anzeige.

„Das ist mein Fall!“ sagt er sich; „bleibt mir doch nichts Anderes übrig als eine reiche Partie zu machen. Also wenden wir uns an Frau Schulz!“

*

Gustav sucht die Dame in ihrer Wohnung auf.

„Frau Schulz,“ beginnt er, „ich möchte mich verheirathen — und zwar bald.“

„Dazu haben Sie bei mir Gelegenheit genug. Ich habe erstens eine Bucklige, aber Geld wie Heu.“

„Hm.“

„Zweitens die Tochter eines vierstöckigen Hausbesizers; allerdings schießt sie auf dem linken Auge.“

„Auch nicht mein Genre. Ich suche eine hübsche Frau, denn es handelt sich darum, ein altes Verhältniß zu vergessen.“

„Halt! Ich weiß 'was für Sie.“

„Ist sie nett?“

„Ein reizendes Mädchen.“

„Hat sie Ries?“

„100,000 Mark.“

„Das würde mir ziemlich passen, — soviel habe ich ungefähr durchgebracht. Wann kann ich das Mädchen sehen?“

„Morgen Abend um 9 Uhr. Ich gebe eine gemischte Gesellschaft, bei der das Fräulein zugegen sein wird.“

„Auf morgen also! Adieu, Frau Schulz!“

*

Zu Hause angekommen findet Gustav einen Schreibebrief von seiner Ergeliebten, der folgendermaßen lautet:

„Lieber Freund!

Bitte, schicke mir doch meine Briefe und meine Photographie zurück. Ich werde mich nämlich verheirathen, woraus Du ersehen magst, wie gern ich Dich hatte. Da Trennung unser Loos war, will ich nach Dir keinen Mann mehr lieben. Mit bestem Grusse Deine Freundin Ottilie.“

„Recht schmeichelhaft für ihren Zukünftigen,“ sagt sich Gustav. „Uebrigens freue ich mich über den Heirathspan der Kleinen. Ich fürchtete schon, sie würde mir einen unwürdigen Nachfolger geben. — Ottilie's Wunsch will ich erfüllen. Da ist ihr Bild. Wirklich ein zu niedlicher Käfer!“

Er küßte die Photographie. Dann schiebt er sie sammt Ottiliens Briefen in ein Couvert und schreibt dazu:

„Liebe Freundin!

Hier das Gewünschte. Ich gratulire Dir zu Deinen Absichten. Auch ich gedenke, in den Ehestand zu springen. Du würdest mir deshalb eine große Gefälligkeit erweisen, wolltest Du mir ebenfalls meine Briefe zurückschicken. Es könnte sonst geschehen, daß meine Frau eines Tages erführe, ich sei mit Dir lebenswürdiger gewesen als mit ihr, und Das ist nicht nothwendig. Dein alter Freund Gustav.“

*

Am andern Abend gegen neun Uhr geht unser Held nach der Potsdamerstraße 160, wo Frau Schulz ihn im Vorzimmer ihrer Wohnung begrüßt.

„Das Fräulein ist schon da. Ich will Sie gleich mit ihr bekannt machen, weiß ja, daß Sie 's eilig haben, Herr Bollig.“

Darauf entfernt sich Frau Schulz.

Gustav (verblüfft.) Ottilie!

Ottilie (sehr überrascht.) Himmel, der Gustav!

Gustav. Du bist es!

Ottilie. Ja — ich bin es!

Gustav. Das ist — das — ist in der That ein Zufall, der beweist, daß wir für einander geschaffen sind. Ottilie! Ottilie, ich will Dich heirathen! Ist Dir's recht?

Ottilie. Na gewiß!

Gustav. Liebes Herz! (küßt sie.) Eine Frage: Hast Du faktisch 100,000 Mark?

Ottilie. Da Du sie doch nicht mehr hast.

Gustav. Ah so. (Bei Seite.) Auf die Art kriege ich mein Metall wieder.

Frau Schulz (tritt ein.) Nun, wie ich sehe, sind Sie schon einig. (Weise zu Gustav.) Päckleine Partie und dazu noch obendrein ein sehr anständiges Mädchen —

Gustav (in's Wort fallend.) Kenne ja den Wahlspruch Ihres Bureaus: Vertrauen, Schnelligkeit, Diskretion. (Zu Ottilie.) Komm, Ottilie, wir wollen jetzt zu Bette gehen.



Das unerschöpfliche Thema.

Von Germain d'Ange.

Nichts bleibt ungesagt, was die Eitelkeit der Frauen sprechen will.

*

Wenn sich eine Frau langweilt, dann sagt sie zu Allem „ja“.

*

Selten eine Frau, die Amor bloß aus der Mythologie kennt.

*

Eine Frau vermöchte wohl ohne Liebe zu leben, aber nicht ohne Männer.

*

Wenn eine Frau „nein“ sagt, bedeutet das „ja“, sagt sie „niemals“, so heißt das „vielleicht“.

*

Die Tugend einer Frau scheitert gar oft an einer Toilette ihrer Freundin.

*

Laß Dich niemals abschrecken, wenn vor der Thür des Frauenherzens bereits ein Mann Wache steht.

*

Schon nach dem ersten Fehltritt wird den Frauen die Sünde zur Gewohnheit.

Maxen's Geliebte.

Von P - nn.

Das Gespräch stockte auf der Terrasse des Konstantin-Hügels im Wiener Prater. Mein Gott! es war so heiß und die Klänge der flotten Walzer, die in einem nahen Kaffeegarten gespielt wurden, lullten uns so angenehm ein, daß wir sicher eingeschlummert wären, wenn der unerschöpfliche Erzähler Schabliky nicht da gewesen wäre. Er hatte heute wieder seinen guten Tag; er hatte gut dinirt, rauchte eine feine Zigare und war wieder einmal ordentlich „aufgeklopft“.

— Ja, meine Herren, hub er an, — wenn man von Jemandem sagt: „Er ist verliebt“ so ist dies gerade so gut wie wenn man sagen würde: „er ist verrückt, hab Mitleid mit ihm.“ In der That: die Liebe versetzt die vernünftigsten Menschen in einen Zustand, der an Blödsinnigkeit grenzt. Erinnert Ihr Euch noch meines Duells mit dem Maler Max Roberts? Ihm verdanke ich diese nette Schramme auf der rechten Wange. Doch ich will nicht vorgreifen . . .

Eines Morgens kam ich aus Dornbach nach der Stadt. Ich war in dem anmuthigen Dörfchen gewesen, um in dem dortigen Atelier Maxens das Gemälde zu besichtigen, welches dieser für die Herbstausstellung vorbereitete. Bei dieser Gelegenheit hatten wir vereinbart, daß wir Abends bei Sacher in Baden speisen würden und daß Max seine Geliebte mitbringen würde. Ich hatte diese Einladung mit Freuden angenommen,

denn er hatte mir oft in den überschwänglichsten Ausdrücken von der Schönheit seiner Geliebten gesprochen und ich war sehr begierig, dieses Wunder aller Wunder kennen zu lernen.

— Ja, ich will Dir sie zeigen, Du sollst sie sehen! hatte er ausgerufen. Ach, mein Freund, welche Zurückhaltung! welche Bornehmheit! Ich könnte fast sagen: welche Tugend! denn die Liebe, bis zu diesem Grade getrieben, wird schon durch ihre Aufrichtigkeit geheiligt. Es ist sicher, daß sie nicht immer allein leben konnte; bedenke doch: mit 23 Jahren Wittwe! Aber ich darf kühn sagen, daß ich ihre erste und einzige Liebe bin.

Es thut ordentlich wohl, heutzutage solche Worte zu hören, und obgleich ich — wie Ihr wißt — eine ziemlich skeptische Natur bin, konnte ich, während ich so über die Ringstraße ging, nicht umhin mir zu sagen, daß dieser Max ein ordentlicher Glückspilz sei, ein solches Weib gefunden zu haben. Was mich betrifft, so habe ich aus Prinzip und aus Erfahrung an meiner Methode festgehalten, die darin besteht, von dem Weibe nur das Vergnügen, niemals die Liebe zu verlangen. Es ist dies die Philosophie eines Egoisten . . . und eines Weisen.

Als ich vom Kolowratring links in die K.-Straße einbog, die sich, wie Euch bekannt ist, eines gewissen galanten Rufes erfreut, ward alsbald durch den Anblick einer allerliebsten Scene meine Aufmerksamkeit gefesselt. Auf dem Balkon eines einstöckigen Hauses mit ziemlich schmaler Front stand eine junge Frau und spielte mit einem Keffchen. Das Keffchen war drolig, die Frau aber war schön. Es war eine große, schlanke und schwächliche Blondine mit einem schönen, gesunden Teint, prächtigen braunen Augen und dem Torso einer Göttin, der in ein Peignoir von Crêpe und Spitzen wie eingegossen war, welches vorne eine breite Schleife von blauer Seide schloß.

Ich blieb stehen und beobachtete mit Hilfe eines Taschen-Vorgnonns die Scene. Ich that dies in ziemlich auffälliger Weise und die Frau auf dem Balkon mußte mich bemerken. Sie lächelte huldvoll und schaute ganz und gar nicht ungnädig drein. Mein Gott, in der K.-Straße! Ich konnte nicht umhin, den Scharfsinn zu bewundern, mit welchem man sich da eines Keffchens gleichsam als Aushängeschildes bediente. Ich sandte der Frau ein Kußhändchen hinauf. Sie zuckte mit den Achseln mehr gleichmüthig als verdrossen und verließ den Balkon, während das Keffchen mir abscheuliche Grimassen schnitt.

Ohne zu zögern ging ich hinauf, läutete an und nach zwei Minuten stand ich in einem recht eleganten Salon vor ihr, der Unbekannten. Ach, meine Freunde! in der Nähe war sie noch viel schöner und ein reizender Heliotropenduft, mein Lieblings-Parfüm, strömte von ihrem Peignoir reichlich aus.

— Was wünschen Sie? fragte sie, ihre großen, braunen, langwimperigen Augen auf mich richtend.

— Ich will Ihnen sagen, daß ich Sie anbetungswürdig finde!

— Deswegen sind Sie von der Straße heraufgekommen? Nun wohl: da Sie es mir jetzt gesagt haben, können Sie wieder gehen.

— Es genügt mir aber nicht, es Ihnen gesagt zu haben; ich will es Ihnen auch beweisen.

— Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Sofort? im Augenblick? Ich kenne Sie doch gar nicht! . . .

— Ich bin die vorübergehende Liebe.

Und unbekümmert um ihren Widerstand — der sich übrigens auf Worte beschränkte — zog ich sie nach dem benachbarten Schlafzimmer, dessen Thüre halb offen stand. Zehn Minuten später war der Schlafrock von Crêpe und Spitzen verschwunden . . . kurz, ich will Euch keine Details zum Besten geben, aber ich verbrachte da eine sehr angenehme Stunde.

Ich ließ eine größere Banknote in den Onyx-Becher gleiten, der ohne Zweifel für solche Opferspenden bereit stand; ich that Dies mit jenem Takt, den Ihr ja an mir kennt, (da gibt es nichts zu lachen!) und ging dann sehr vergnügt nach Hause, indem ich mir sagte, Dies sei die Liebe . . .

*

Einige Stunden später fiel mir ein, daß ich mit Max Robert und seiner vielgepriesenen Geliebten diniren sollte. Ich begab mich zum Südbahnhof und fuhr nach Baden. Als ich bei Sacher ankam, waren sie noch nicht da. Ich lasse mich an einem kleinen Tische nieder, bestelle das Diner und warte. Um acht Uhr endlich höre ich hinter mir ein Knistern von Seidenkleidern. Es ist Max mit seiner Dame.

— Lieber Freund, spricht er, gestatte, daß ich Dich der Frau von Lorenz vorstelle.

Ich verneige mich tief, dann richte ich mich wieder auf und erkenne in Frau von Lorenz — wen? Meine Blonde mit dem Affen aus der K.-Straße! Sie war entzückend in ihrer Robe von lila faille mit Kragen und Ärmel-Ausschlagen aus dunklerem lila Sammt und einem weißen Capote-Hütchen; das vollständigste Bild einer Bürgerfrau von solider, etwas prüder Eleganz. Aber sie war es, sie war es ganz bestimmt, da gab es keinen Irrthum. Frau von Lorenz war leicht erröthet, als sie mich erblickte, hatte sich aber schnell gefaßt, wie eine Frau, die da weiß, daß sie es mit einem wohl-erzogenen Menschen zu thun habe, auf dessen Verschwiegenheit sie unbedingt zählen kann.

Während des Diners konnte ich nicht ohne tiefes Mitgefühl die grenzenlose Anbetung Maxens für seine Geliebte sehen. Er verzehrte sie buchstäblich mit den Augen. Und als ich Dies sah, faßte ich augenblicklich den festen, mannhaften Entschluß, nie mehr nach der K.-Straße zu gehen, trotz der angenehmen Erinnerungen, die mich an dieselbe knüpften. Ja wohl: dieses Opfer war ich der Freundschaft schuldig.

In dem Augenblicke, da wir schieden, neigte sich Max Roberts mit der Befriedigung des Besitzers zu mir und fragte im Flüstertone:

— Nun, wie findest Du sie?

— Bezaubernd, mein Lieber! Und wenn Du eines Tages sie aufgeben solltest, — es kommt ja Alles vor im Leben — gib mir den Vorzug der Erbschaft. Bis dahin Respekt und ehrliche Freundschaft!

— Abgemacht! entgegnete der Maler lachend; — Du sollst den Vorzug haben.

Er drückte mir die Hand, ich machte der Frau von Lorenz von neuem eine sehr tiefe Reverenz, und sie gingen. Ich hätte über dieses Abenteuer tiefsinnige philosophische Betrachtungen anstellen können, allein die Philosophie ist nicht meine starke Seite; doch sah ich mich wieder einmal in meiner Ueberzeugung bestärkt, daß ich im Rechte sei, wenn ich jede ernste Liaison mied.

*

Einige Monate später traf ich Max Roberts in der Herbst-Ausstellung. Ich beglückwünschte ihn zu seinem neuesten Gemälde „Messalina“, das wirklich ein Meisterwerk realistischer Fleischmalerei war. Dann kam ich auf seine privaten Verhältnisse zu sprechen.

— Wie ist's denn mit der Liebchaft? fragte ich ihn.

— Ach, die Lorenz! rief er. Aus ist's! aus und vorüber! Der Platz ist frei, mein Lieber. K.-Straße Nr. 3.

— Danke Dir für die Auskunft; es ist immerhin gut zu wissen.

Ihr könnt Euch denken, daß ich mich spornstreichs zur Frau von Lorenz begab, die mich mit offenen Armen empfing.

— Ich bin nicht wiedergekommen, sagte ich, weil ich wußte, daß Sie die Geliebte Max Roberts' sind. Aber jetzt, da Sie frei sind, können Sie mir wohl ohne Gewissensbisse eine zweite — Audienz gewähren.

— Unter der Bedingung, daß Sie verschwiegen bleiben . . . Sie begreifen: Es ist ganz kurze Zeit, daß Max mit mir gebrochen hat.

Um die weibliche Eitelkeit nicht zu verletzen, schwieg ich von der formellen Ermächtigung, die ich erhalten, und gelobte unverbrüchliches Stillschweigen.

Die zweite Audienz war — wenn möglich — noch angenehmer als die erste. Aber am nächsten Tage erschien Max bei mir.

Er war wüthend und redete „per Sie“ mit mir.

— Ich war vorhin bei Frau von Lorenz, sagte er. Sie hat mir erzählt, daß Sie ihr einen Besuch gemacht haben. Das ist abscheulich! Sie sind ein Glender!

Ich sah ein, daß hier jede Erörterung vergeblich wäre. Die Leidenschaft ist blind und raisonnirt nicht. Ich hätte mich rechtfertigen können, wenn ich Max die Geschichte meiner ersten Audienz erzählt hätte; aber ich würde ihm damit das Herz gebrochen haben. Andererseits hatte ich mich vielleicht ein wenig übereilt, indem ich von einer Erlaubniß Gebrauch machte, die ein brouillirter Verliebter mir in einem Augenblicke der Bestimmtheit gegeben hatte.

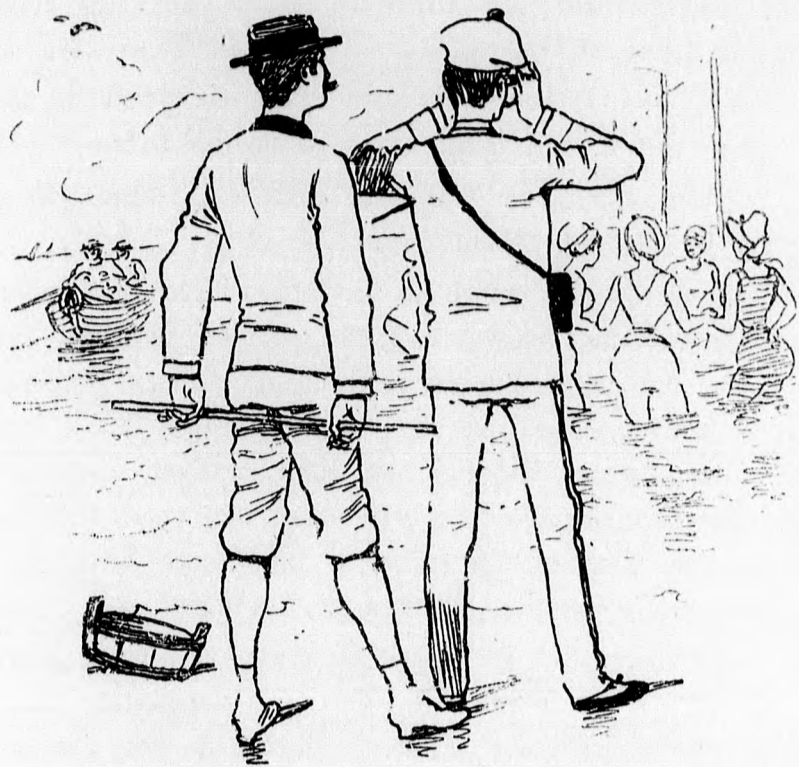
Zwei Tage später schlugen wir uns und von diesem Zweikampfe datirt die Schramme, die mein Gesicht ziert.

Einen Monat später waren Max und die Lorenz Mann und Frau.

Da ist er doch wohl zur Genüge bestraft! . . .



Am Strande.



— Alle Jahre die nämlichen Gesichter! . . .
 — Du hast aber ein merkwürdiges Personen-Gedächtniß.



— Wollen Sie mich baden führen, Badmeister?
 — Oh, Gnädige, wenn ich reich wäre, thät' ich's um die Ehre . . .



Auch ein Naturfreund.
 — Sieh einmal, wie reizend diese Schlucht mit dem kleinen Wirthshaus darin ist.
 — Ach ja! Und wie schön kühl muß sich da das Bier halten!
 Gw-r.

Gemüthlich.

Arzt: Sagen Sie, was haben Sie sich denn gedacht, als Sie bei dem Brande aus dem dritten Stockwerk Ihres Hauses heruntersprangen?

Schneider: Ja — sähen Se — als ich an den zweiten Stock gekommen bin, da dacht' ich gar nischt, und wie ich an den erschten Stock kam, da dacht ich mer: Si Herrjeses! bei Meiers is jadoch noch Licht!
 Gw-r.

Bairisches Kindl.

Mutter (ihrem fünfzehnjährigen Söhnchen eine volle Maß Bier hinstellend:) „Da Sepperl, trink amal.“

Sepperl, (nachdem er einen tüchtigen Schluck gemacht:) „Herr Gott, wann i könn, i saufet's glei alles aus.“

Gw-r.

*

Boshaft.

Im Casino ist von einer durch ihre Schönheit berühmten Dame die Rede.

— Welcher Busen, welche Schultern, welche Lippen! ruft Graf K. Gibt es einen Poeten, der ein zutreffendes Gleichniß für diese Reize fände?

— Nichts leichter, entgegnet Baron N. Das kann ich selbst. Die Lippen sind roth wie Carmin; der Busen ist — das Rendezvous der eleganten Welt.

Kein Mann.

Eine Dorfgeschichte von I. R.

Fritz war ein munterer, heiterer Jägerbursche, doch weniger seinem Wilde im Walde, als vielmehr allen Mädchen der ganzen Umgegend gefährlich. Er schien dies selbst nicht zu ahnen, denn er lachte und scherzte mit einer jeden und behauptete seinen Freunden gegenüber, daß er im Punkte der Liebe kein Glück habe. Doch verhielt sich dies in der That ganz anders, denn wenn er Sonntags elastischen Schrittes über den Dorfplatz der Schänke zuschritt, um beim Klange heiterer

Weisen ein Tänzchen zu machen, klopfte das Herzchen so mancher Maid gar heftig unter dem Nieder beim Anblicke dieser kräftigen, männlichen Erscheinung. Und Fritz tanzte und schäkerte mit den drallen Dirnen, daß helles Gelächter im ganzen Saale erscholl, und die Bursche den begünstigten Liebling gar oft mit eifersüchtigen Blicken betrachteten. Trotz Alledem aber hatte Fritz kein Liebchen wie jeder andere Bursche, ja er konnte sich nicht einmal rühmen, je ein Mädchen vom Tanzboden weg nach Hause geführt zu haben. Der arme Fritz! Er hatte zu wenig Courage und verstand sich, trotz seines begehrenswerthen Aeußeren, ziemlich schlecht auf das Mädchenherz. Denn hatte er mit einer Maid eine ganze Tour durchgetanzt und setzte sich mit der Hocherrötheten in einen Winkel des Saales, um mit ihr zu plaudern, konnte er das passende Wort nicht finden, auf welches die Dirne so sehnsüchtig wartete, und wollte er ihr das verschobene Busentuch wieder zurechtrichten, oder gar einen verstorbenen Kuß auf ihren Nacken drücken, konnte ihn ein „Aber geh' Fritz, Du bist abscheulich“ sogleich entwaffnen, und jeden weiteren kühnen Angriff aufgebend, versuchte er, die scheinbar Erzürnte durch ein harmloses Geplauder wieder zu versöhnen.

So erging es Fritzten jeden Sonntag, und der arme Bursche erfreute sich nicht eines einzigen wirklichen Triumphes über die frischen, lebensfrohen Dorfmadchen, so daß es schließlich den anderen Burschen selbst auffällig wurde, und über den strammen Jägersburschen ein sonderbares Gerücht zirkulirte: er sei gar kein Mann, ein verkapptes Weib und derlei Redensarten mehr. Man hänselte ihn; seine besten Kameraden zogen sich von ihm zurück, und der gute Junge sollte nur zu bald die Ursache dieser Veränderung erfahren. Ein dumpfer Schmerz bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken an die ihm widerfahrene Unbill, und er mied Menschen und Tanzboden und schlenderte ganz in sich gekehrt Stunden lang im Walde umher, Groll und Haß in seinem Herzen nährend.

Die frohe Erntezeit war gekommen und hatte mit ihren vielfältigen Freuden Alt und Jung auf die Beine gebracht, ein reges, lustiges Leben im Dörfchen verbreitet. Nur an Einem ging sie spurlos vorüber, nur Einer fehlte am Plage, wenn die heitere Jugend nach gethaner Arbeit am kühlen Abend sich losen Scherzen und heiteren Spielen hingab. Fritz war es, und es war ihm bei solchen Anlässen doppelt weh ums Herz, wenn er an die ihm zugefügte Kränkung dachte. Er wagte sich nicht mehr in den Kreis der Jugendgenossen und wich scheuen Blickes allen Begegnungen aus.

So schweifte er eines Abends wieder im Walde herum und kam, ohne es gewahr zu werden, auf das Feld des Göppelbauern, der seine Grundstücke hart am Walde liegen hatte. Fritz wollte schleunigst umkehren, als er auf dem Felde Arbeitsleute mit dem Ausladen des Getreides beschäftigt sah, doch bot ihm eine glockenhelle Stimme einen „guten Abend“, so daß er, über die Anrede förmlich erschrocken, umherblickte und die Käthe, des Göppelbauern Tochter, dicht vor sich am Waldessaume sitzen sah. „Guten Abend, Käthe,“ erwiderte er mechanisch, „Du auch da?“ „Je nun freilich, muß Aht geben auf die Leut', daß der Wagen rechtzeitig einfährt.“

Bei diesen Worten war sie hurtig aufgesprungen und ganz nahe an des Burschen Seite getreten, ihm die Hand zum Gruße bietend. „Was machst Du denn immer? bist ein Stol-

zer worden, daß Du Dich nicht mehr sehen läßt.“ „Ein Stolzer, nein, doch weißt, ich hab' jetzt viel zu schaffen mit den Holzleuten, hab' nicht viel Zeit zum „Herumflankieren“. — „Hast nit viel Zeit und flankierst den ganzen Tag im Wald herum? Weißt, was die Leut' von Dir reden? Du seist ganz kopfhängerisch geworden.“

„Ach, laß mir von den Leuten Ruh', eben weil sie von mir reden, will ich mit ihnen nichts zu schaffen haben.“

„Schau, schau, doch sag', was haben's Dir denn gethan, daß Du so böse auf sie bist?“

Fritz ward ganz dunkelroth bei solchen Reden und wollte sich durch Ausflüchte helfen, doch das muntere Mädchen ließ nicht locker und wußte ihn mit ihren Schelmenaugen ganz verwirrt zu machen, so daß er sich mit ihr auf den Rasen setzte und erzählte, welchen Schimpf man ihm im Dorfe angethan. Käthe hörte dem Erzähler aufmerksam zu und empfand Mitleid mit dem Burschen, der früher so lustig und heiter war und jetzt ganz trübsinnig geworden zu sein schien.

„Kein Mann bist Du, sagen die Leute? Du mußt Ihnen zeigen, daß Du ein Mann bist. Wenn ich ein Bursche wäre, und es würd' mir Das geschehen, würd' ich den dummen Leuten mit meinen Fäusten zeigen, was ich für ein Mann bin!“

Bei diesen Worten blitzten ihre Augen gar feurig in die Welt hinaus und Fritz, ganz selig, daß sie dem Gerede keinen Glauben schenkte, schloß sie in seine Arme und küßte sie heiß auf Mund und Wangen. Doch Käthe entwand sich seiner Umarmung und verwies ihm sein Betragen. Sie saßen noch länger in freundlichen Gesprächen beisammen und als sie schieden, hatte Fritz sein Selbstvertrauen wieder gewonnen und kehrte frohen Herzens heim, nachdem er Käthen versprochen hatte, beim nächsten Tanze wieder zu erscheinen. Käthe aber ging nachdenklich nach Hause; der Wagen war schon lange eingefahren, und Käthe mußte sich bekennen, daß Fritz ein ganzer und voller Mann sei, der im Bewußtsein seiner Männerkraft den Mädchen gegenüber zart und schonend war.

Am kommenden Sonntage war Fritz der Erste am Tanzplage. Frisch und feck verkehrte er mit den Dirnen und hänselte die Bursche, daß sich Alles über den Jäger wunderte, und Niemand wußte, woher er auf einmal so viel Kühnheit genommen hatte. Doch Fritz wußte es, und als Käthe nahte, hatte seine ausgelassene Freude keine Grenzen mehr. Er tanzte und lachte und schien es darauf abgesehen zu haben, allen Mädchen den Kopf zu verdrehen. Es brach die Nacht herein, und Käthe erklärte Fritz, daß sie nun nach Hause müsse, und er sie nicht weiter aufhalten soll, zumal der Vater nicht zu Hause sei und die Wirthschaft einer alten Magd anvertraut wäre. Der Vater ist im nächsten Dorfe und wer weiß, ob er vor dem Morgen heimkehrt, deshalb müsse sie eilen und könne nicht länger hierbleiben.

„So gehe ich ein Stück mit Dir!“ antwortete Fritz, und ehe sich's die Dirne versah, war er mit ihr auf dem Wege und nicht lange währte es, war er auch in Käthens Kammer. Wie es kam, wußten sie vielleicht Beide nicht zu sagen, denn Fritz konnte so schön vom Lieben reden, und Käthe hatte gar keine Gewalt, ihm zu widerstehen. Durch die geöffneten Fenster strömte eine würzige laue Sommernachtsluft herein und be-

rauschte die Liebenden vollends. Selbstvergessen überließen sie sich dem Genusse der Liebe und Käthens jugendliche Reize berücksichtigten dem kühnen Burschen alle Sinne. In langen, feurigen Umarmungen gelobten sich die Beiden Liebe und Treue und naschten von den seligen Freuden der Liebe. Sie hörten nicht, wie knatternd das Thor geöffnet wurde, und der alte Bauer schwankenden Schrittes die Treppe heraufkam, dem das sonderbare Geräusch aus Käthens Kammer auffiel. Er ging zu der Thüre und klopfte, als er sie verschlossen fand.

„Käthe, Käthe, mach' auf, was ist denn da d'rin los?“

Ein jäher Schreck durchzuckte die Glücklichen bei dieser Stimme.

„Um Gotteswillen, Fritz, der Vater! Rette mich, flüchte Dich!“

Gewandt sprang Fritz zum Bette heraus und hatte eben noch Zeit einen Schuh anzustülpen, als der Alte von Neuem ungeduldig an der Thüre rüttelte. Im Nu war er ans Fenster getreten, und als Käthe rief: „Gleich Vater, gleich, laß mich erst ankleiden!“ hatte er den Sprung vom ersten Stock gewagt, doch in der großen Eile seinen anderen Schuh da vergessen. Glücklich unten angelangt, barg er sich hinter dem Wagen, der vor dem Thore stand, um den Ausgang dieses Abenteurers abzuwarten. Kaum hatte er seinen Schlupfwinkel erreicht, spähte der alte Bauer nach allen Seiten zum Fenster hinaus; als er jedoch Niemanden bemerkte, verschwand er wieder, nicht ohne das Fenster sorgfältig zu schließen. Fritz kauerte noch eine geraume Weile hinter dem Wagen, in der Meinung, Käthe werde ihm, sobald die Luft wieder rein, den zurückgebliebenen Schuh nachsenden. Doch als er geraume Zeit vergeblich gewartet hatte, mußte er sich bequemen, einschubig den Weg nach Hause anzutreten.

Der zurückgebliebene Schuh sollte aber im Hause des Göppelbauern zu großen Ehren gelangen, denn als der Bauer vom Fenster zurücktrat, stolperte er über ihn, hob ihn auf, betrachtete ihn von allen Seiten und schrie Käthe ganz erbost an:

„Wie kommt der Männerschuh da herein?“

„Ein Mannschuh, daß ich nit wüßt“, meinte das Dirndl, „war ja kein Mann herinnen.“

„Kein Mann herinnen und doch sein Schuh da, Du gottvergeffene Dirn, auf der Stell' sagst, was 'geben hat, sonst mußt zur Schande aus dem Hause!“

„Aber Vater, zeigt doch den Schuh her!“ und mit diesen Worten nahm Käthe dem erzürnten Vater den Schuh aus der Hand und hielt ihn dicht unter des Erbostens Nase. „Kennt Ihr denn den Schuh nicht? Das ist Großvaters Brautschuh, wird eben liegen 'blieben sein, weil ich die alte Truhe heut' gelüftet hab'.“ Bei dem sicheren Auftreten seiner Tochter gab sich der Bauer zufrieden und trollte in seine Kammer ab.

Käthe legte wirklich nächsten Tages den Schuh in die alte Truhe zum Andenken an die seligen Stunden, die sie mit Fritz verlebt hatte, und Fritz — nun er wußte jetzt, auf welche Weise er sich den Mädchen als strammer Bursche zu zeigen habe.



Bekennniß.

Ich lieb' euch süße Frau'n, ich bet' euch an,
Ob Seide euren weißen Leib bedeckt,
Ob schlichtes Linnen züchtig ihn versteckt,
Ob frei ihr seid, ob eigen einem Mann:
Was kümmert's mich: ich lieb' euch süße Frau'n,
Ob blond ob schwarz, ob roth ob braun!

Ob sich an's Bein ein Spizenhöschen legt,
Ob nackt die Schenkel, d'ran die Röckchen hangen,
Ob im frisirten Haare gold'ne Spangen,
Ob sie das Köpfchen ungekämmet trägt:
Was kümmert's mich: ich lieb' euch süße Frau'n,
Ob blond ob schwarz, ob roth ob braun!

Ob euch umweht der feinste Modeduft,
Ob ihr nach Schweiß riecht, den die Poren ließen,
Ob Sammpantoffel euren Fuß umschließen,
Ob nackt ihn küßt die sommerschwüle Luft:
Was kümmert's mich: ich lieb' euch süße Frau'n,
Ob blond ob schwarz, ob roth ob braun!

Schließt jede Frau doch einen Himmel ein,
Und jede kann, ja jede kann ihn geben — —
Ich lieb' euch süße Frau'n, solange mein Leben,
Euch will ich mich, und meine Lieder weih'n,
Sie sind ein Abglanz eurer Schönheit, Frau'n:
Ob blond ob schwarz, ob roth ob braun!

H. E. J.

Vom Ewigweiblichen.

Wenn die Frau aufgehört hat, dem Manne Alles zu sein, dann taugt entweder er nichts mehr, oder sie nichts mehr.

*

Einer schönen Frau zeigt der Spiegel, daß sie schön ist: einer Häßlichen zeigt er — Dasselbe.

*

Das Schwanken ist die Krankheit der Frauentugend; oft eine unheilbare Krankheit.

*

Die Freundschaft zwischen zwei Frauen währt so lange, bis sie sich an einer Dritten gerächt haben.

*

Die Liebe gehorcht; die Leidenschaft gebietet.

*

Es gibt in der Liebe kein häßlicheres Wort, als: „Nein!“

*

Dem Idealisten kosten die Frauen mehr als sie werth sind; bei dem Realisten ist es umgekehrt.

*

Die Untreue ist ein angebornes Talent der Frauen.

(2)

Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

Wolte zwei Stunden erwartete der Präsident die Erzieherin und trieb er sich auf den Treppen herum. Allein, anfänglich ward sein Auslauern durch die Umstände gestört. Madame Lépervié hielt die Erzieherin bei sich zurück, gedrängt von einem Bedürfnisse sich für gekünstelte Gefühle zu erwärmen, weil es ihren mütterlichen Regungen an Nahrung fehlte. Seit Mittag las die Erzieherin ihr aus einem abgeschmackten Roman vor, in welchem es aber durch das Irrlicht einer komplizirten Handlung ein Schwindel erregendes Kommen und Gehen von Personen gab. — Ach! sagte sich der Präsident, — wenn diese schmäbliche literarische Anwandlung sie noch länger interessirt, werde ich, ehe eine Stunde vergeht, wieder in meine Apathie versunken sein.

Endlich hörte die Vorleserin auf, die fade Prosa des trübseligen Romanciers herzuaplappern; man hörte einen Lehnstuhl auf dem Teppich weggrollen und im nächsten Augenblicke erschien ihr dunkler Schattenriß auf der Schwelle der Thüre. Der sinkende Abend ermutigte jetzt den Präsidenten; er stieg langsam die Treppe hinab, so daß Rakma ihm zuvorkam, dann holte er sie auf dem Flur vor seinem Cabinet ein. Er berührte ihren Arm und stammelte:

— Treten Sie ein, ich bitte.

Die Thüre schloß sich hinter ihnen. Er faßte sie sogleich an den Handknöcheln und versenkte seine Augen in den furchtlosen Blick, mit welchem sie schon längst ein Ereigniß zu erwarten schien. Doch schon hatte er wieder vergessen, mit welchen Worten er anfangen sollte. Die Leidenschaft wehte ihm heiß aus den Nasenlöchern; seine Beine schlotterten. Mit rauher Stimme stieß er hervor:

— Das konnte nicht länger so dauern . . . Sie haben es wollen . . . Jetzt schreien Sie . . . es ist mir gleich . . . Man wird Ihnen nicht glauben. Ich bin über jeden Verdacht erhaben . . . Aber so sprich doch! Sage mir, daß Du mich haffest, wie ich Dich hasse . . .

Seine Finger zogen sie schüttelnd an seinen Leib und er genoß die Wonne, die Form ihrer Kniee und ihres Bauches zu fühlen. Von einem wüthenden Verlangen getrieben bedeckte er ihre Haare mit gierigen Küffen.

— Nur die Alten können lieben, blöckte er. Verlange Alles von mir . . . Wir wollen irgendwo in einem Winkel leben . . . Ich werde Dir ein vergnügtes Leben bereiten, Du wirst sehen . . . Die Sache ist nicht von heute und gestern . . . Lange habe ich gekämpft, aber es ist eben ein Verhängniß . . . War ich nicht blöd, wie? Gehört denn der Mensch sich selbst an?

Mit rascher Handbewegung zog Rakma aus ihrem Kleide ein silbernes Medaillon hervor, das eine Reliquie oder ein Talisman sein mochte, und küßte es. Dann schien sie ohne Bedauern und ohne Scham der Gewalt eines anderen, in ihr gefangenen Weibes, ihrer unsauberen Schwester zu weichen und überließ sich ihm.

Lépervié verlor den Kopf und trug sie auf die Kissen des Divans hin, des Vertrauten seiner Gedanken, des Freundes seines leiblichen Behagens . . .

Raum war das letzte Nücheln ihres Sinnenrausches verhallt, als ein aus dem Zimmer der Präsidentin kommendes Läuten durch die Stille des Hauses ging; gleich darauf hörte man die Kammerfrau in raschem Laufe über die Treppe eilen.

— Geh! eile! finde irgend eine Ausrede! rief der Präsident, von der Angst der Wirklichkeit erfaßt.

Und er drängte sie mit vor Wollust zitternden Händen nach der Thüre.

— Ach! sagte sie, hätten Sie den Muth, mich jetzt davonzujagen?

Er empfand die demüthigende Nothwendigkeit einer List.

— Dich verjagen? Wer könnte daran denken? Bist Du künftig nicht ebenfalls Herrin dieses Hauses, das Deine Liebe mir noch theurer machen wird? Bleib; geh noch nicht! Bleib in diesem Zimmer, das für immer von der Erinnerung an Dich angefüllt bleibt.

Allein, eine augenscheinliche Verlegenheit widerlegte diesen einschmeichelnden Ton. Das Entsetzen vor einer Ueberrumpelung bei ihrem Tête-à-tête verursachte ihm ein unerträgliches Unbehagen. Er fürchtete einen plötzlichen Anfall von Brutalität nicht meistern zu können.

— Seien wir vorsichtig, meine Theuere, sprach er gezwungen. Niemand darf uns bei dem Fehltritt überraschen.

Sie erhob vorwurfsvoll den Blick zu ihm.

— Also schon ein Fehltritt?

Da schloß er sie von neuem leidenschaftlich in seine Arme und küßte ihr mit der Ueberschwänglichkeit eines Irren die Hände, die Wangen, die Augen.

— Nein . . . nein! Wenn es einen Fehltritt gibt, so bin ich allein der Schuldige. Dieses grausame Wort habe ich nicht gedacht, ich schwöre es Dir! Ach, diese Augen! laß mich sie doch immer küssen! . . .

Sie verschloß ihm mit der Hand den Mund.

— Vertheidigen wir uns nicht, mein Freund, sagte sie. Was geschehen ist, bleibt für immer besiegelt; und da ein Fehltritt begangen worden, will ich mit Stolz die Strafe tragen.

Ihre dunkle Form verweilte noch einen Augenblick auf der Schwelle: dann schloß sich die Thüre und er hörte das rasch abnehmende Geräusch ihrer Flucht über den Korridor.

— Welch' ein reizendes Frauchen! sagte sich Lépervié entzückt, indem er sich die eitle Gewißheit einredete, über eine hermetisch verschlossene Tugend gesiegt zu haben.

IV.

— Ach ja, köstlich!

Er warf sich auf das Sopha hin. Ein Gefühl neuer Jugend belebte den Frühling des ersten Besitzes.

— Ach, ich begreife jetzt, murmelte er, welchen Heldemuth die Liebe in das Herz eines Mannes schütten kann. Die ganze Ritterschaft ist nichts Anderes, als die leidenschaftliche Begeisterung eines Geschlechtes, in welchem die Religion der Liebe noch nicht zerstoßen ist.

Allein, diese Zeiten sind vorüber; der edle Eifer kann sich nur mehr im Gebiete der Moral nubar machen. Es besteht ein ewiges Geschlecht von Unterdrückten, welchen beizustehen eine Pflicht der großen Herzen ist. Ja, das Weib, das Kind, die ewig Schutz und Beistand Heischenden: sie waren die neue Liebe,

die Ritterlichkeit unserer Tage. Das Erbarmen für die Niederen, die Duldung für Alle: ach, die Seele der modernen Menschen faßt weit mehr Liebe und Mitleid. „Doch da ertappe ich mich ja wieder bei einer Sittenpredigt, anstatt mich in natürlicher Weise der unverhofften Wonne dieses so thöricht verzögerten Abends zu überlassen.“ Das einzig Wahre ist, dem Abhang zu folgen, nach welchem das Leben uns zieht, diese beste Rathgeberin für die guten und nützlichen Werke.

Er öffnete das Fenster, athmet diese grellgestirnte Polarnacht ein und zündet dann die Lampe an. Ein helles, weiches Licht fällt auf die in Unordnung gerathenen Kissen des Divans.

— Oh, hier war's! sagte er sich verwirrt. — Lydia, seine stets tadellose Gemahlin, betritt niemals diesen Ort der guten Gedanken, der jetzt ganz in Unordnung gerathen war. Aber es konnte eine der Mägde des Hauses in seiner Abwesenheit hereinkommen. . . „Halt, wir wollen nach diesem kleinen Liebeskampfe einige Ordnung schaffen!“ sagte er sich.

Und er bringt mit einem gewissen Bedauern die Kissen wieder in Ordnung und die vom Tische zu Boden gefallenen Bücher wieder an ihren Platz.

Jetzt ist's vorbei. Das Zimmer hat wieder das gewohnte Aussehen; nichts erinnert mehr an die eibrüchigen Gefühle, noch an die anderen, eben erst besiegelten Gefühle.

Lydia, sein Weib! Nur wie ein flüchtiger Schatten war sie durch seine Gedanken geschwebt. Aber dennoch entstand sogleich eine gewisse Wechselbeziehung zwischen ihrem Bilde und dem Sopha. „Meine arme Freundin! ach, Dein armes Herz!“ seufzte er. „Doch ich ersticke hier. Zu viel der Aufregungen auf einmal! Ich habe das Bedürfnis zu gehen, um wieder zur Wirklichkeit zurückzukehren und mich zu überzeugen, daß Alldies kein Traum gewesen.“

Auf der Straße angekommen bemerkte der Präsident mit Erstaunen, daß er den Schlüssel seines Kabinetts abgezogen hatte. „Oh, weil von nun ab ein von Niemandem geahntes Geheimniß sich an dieses Zimmer knüpft. Es scheint, daß ich aller Welt den Zutritt verwehre.“ Er ging anfänglich sehr rasch und dann langsamer, aufs Gerathewohl, mit seinem Stocke auf den Steig aufschlagend, wie verloren in seinem Glücke. Bei einer Straßenkreuzung vorbei kommend betrachtete er lächelnd ein Weib, das ihm folgte und ihm wiederholt herausfordernd ins Gesicht schaute. Er wich vom Wege ab, allein sie folgte ihm beharrlich; er war empört und hätte sich zu Beschimpfungen hinreißen lassen, wenn das Weib nicht noch rechtzeitig kehrt gemacht hätte. Welche Witterung führt denn die Weiber einem glücklichen Manne in den Weg und läßt sie auf eine Beute ausgehen, die ihnen umso begehrenswerther erscheint, als eine Andere schon ihren Antheil vorweg genommen? „Verräth sich etwa das Glück des Mannes in seinen Augen und ist es gleichsam ein Wahrzeichen für die Begierden der Straße?“ fragte er sich.

Ein Anprall riß ihn aus diesen Betrachtungen.

— Oh, oh, Herr Präsident! Sie rennen ja die Leute nieder! . . .

Lépervis erkannte einen Richter seines Tribunals, der ohne Zweifel irgendwelchen weiblichen Spuren folgte.

Der Präsident stammelte einige Entschuldigungen.

— Mir ist eine große Freude geworden; Sie begreifen, daß man in solchen Augenblicken . . .

Doch der Gedanke, in Bälde mit seiner Frau allein zu sein, verursachte ihm ein lebhaftes Mißbehagen. Zwei Stunden waren verflossen, seitdem er vom Hause weggegangen und er konnte sich nicht entschließen heimzukehren. Ein Telegraphen-Bureau passirend kam er auf den Gedanken, Lydia eine Lokaldepesche zu senden mit der Meldung, daß ihn ein dringendes Geschäft zurückhalte. „Ach, ach, schon muß ich mir die schmerzliche Nothwendigkeit zu lügen auferlegen! Wie wird's erst später sein?“

Dieser Skrupel hielt ihn in dem Augenblicke zurück, als er die Thüre öffnen wollte. Traurig ging er einige Schritte weiter, dann kehrte er wieder um; endlich entschloß er sich in das Bureau einzutreten; er ging zum Schalter und bezahlte die Taxe für fünfzehn Worte.

Hernach, als er wieder auf dem Bürgersteig dahinschritt, hätte er sein Telegramm gerne wieder gehabt. Nichts schien ihm erbärmlicher, als dieser Betrug an einer Frau, die ihn nie über seine Ausgänge befragt hatte. Doch schon war der andere, innere Mensch zur Stelle, um mit ihm zu hadern. „Siehst Du nicht ein, das Dein ewiges Klügeln ein Schimpf ist gegen das arme Mädchen, das sich soeben ohne alle Gewähr Deiner Verschwiegenheit ausgeliefert hat?“

Es schlug eils Uhr, als der Präsident die Hausthüre aufschloß. Die Dienstleute waren schon zu Bette gegangen; der Hausflur war nur durch eine kleine Gasflamme erhellt. Erleichtert stieg er auf den Fußspitzen die Treppe hinan und begab sich in das Zimmer seiner Frau.

Sie schlief. Die Arme lagen auf der Bettdecke; über die Augen hatte sie ein Taschentuch gebreitet, um sie vor dem Lichte der Nachtlampe zu schützen, die auf dem Tische brannte. Auch ihn belästigte dieses helle Licht, das fast wie ein Auge war, welches ihn eintreten sah; er schraubte den Docht ein wenig herab und schob den Lampenschirm tiefer; dann, als er aufblickend sein Antlitz in dem Spiegel sah, konnte er sich eines Fröstelns nicht erwehren.

Sein ganzes Betragen war das eines Mannes, der als Fremder in diesen nächtlichen Frieden eingedrungen war und sich mit unbestimmten Absichten trug. Als er sich mit leisen Schritten dem Bette näherte, schien es wieder, als käme ein anderer Mann daher. „Ich habe fürwahr das Aussehen eines Verbrechers,“ dachte er.

Jetzt schlug Lydia die Augen auf und ihr Blick ruhte mit unendlicher Güte auf ihm. Mehr mit einem Lächeln, als mit ihrer Stimme hauchte sie:

— Bist Du da, mein Freund?

Er umarmte sie in gewohnter alter Liebe, dann begann er unaufgefordert zu erzählen. Er war ausgegangen, um frische Luft zu schöpfen: dann sei er einem Freunde begegnet; dieser sei ein Karitäten-Sammler und habe ihn mit nach Hause genommen, um ihm eine Medaille zu zeigen; diese sei ein Frauenkopf mit ganz außerordentlichen Augen voll träumerischer Heimlichkeit. „Denke Dir, sie sieht ein wenig unserer Erzieherin Rakma ähnlich.“

Er sprach sehr rasch und verwickelte sich in die Schilderung von Einzelheiten dieses Portraits der Erzieherin auf der von ihm erfundenen Bronzemünze, die er jetzt gar eine Kamee nannte. Seine Lüge berauschte ihn ordentlich; er log jetzt mit Schwung, ohne Gewissensbisse.

Doch da unterbrach ihn Lydia.

— Was hat Aldas aber mit Deiner Lokaldepesche zu schaffen? fragte sie.

Ach ja, daran hatte er vergessen. Um sein Gebäude von Lügen aufrechtzuhalten, erging er sich in neuen, verschwommenen Erklärungen.

— Oh, Du mußt Das nicht so weitläufig hersagen, rief Lydia lachend. Es sieht ja fast aus, als ob ich Dich verdächtigen würde.

Angesichts der Ruhe dieses unzerstörbaren Vertrauens sank sein ganzes Lügengewebe in nichts zusammen. In tiefer Rührung, die ihm schier Thränen erpreßte, küßte er sie. Auf seine Lippen, die noch von den Worten der Lüge besleckt waren, drängten sich jetzt Worte der Reue.

— Heiliges und theures Weib, vergib mir meine niedrigen Lügen! Was ich gesagt, ist nicht wahr! Nicht deshalb habe ich meine Heimkehr verzögert . . . ich suchte bloß meinem bösen Gewissen zu enttrinnen!

Diese Worte eines reinigen Sünders dachte er sich, aber sie erstarben in seinem Munde. Er flüsterte nur:

— Heiliges und theures Weib!

Die Ehrbarkeit dieses großen Bettes mit seinen schweren Vorhängen, die gleichsam eigens gewoben waren, um die unverrückbaren ehelichen Zärtlichkeiten mit ihrem Geheimniß zu umgeben, mit seinen aufgestapelten Kissen, welche die Form ihres Zwillingsschlummers bewahrten, verfolgte ihn jetzt wie ein lebendiger Tadel. Nie würde er den Muth finden, seine Glieder hier auszustrecken. Er schützte eine durch den Kaffee hervorgerufene Nervosität vor (schon wieder eine Lüge!) und meinte, er wolle ein wenig lesen, um Schlaf zu finden. Er ließ sich in einem Lehnstuhl nieder und griff nach einem der auf dem Tische liegenden Bücher. Da begann Lydia ihm wegen seiner Ueberanstrengung in der Arbeit Vorstellungen zu machen.

— Du wirst Dich noch krank machen, Liebster . . . Warum hast Du den Schlüssel Deines Kabinetts mitgenommen? Ich wollte mir heute ein ernstes Buch holen lassen.

Er that sehr überrascht.

— Wirklich? ich hatte diesen Schlüssel mitgenommen? Ich versichere, daß ich nicht die Absicht hatte.

Während Frau Lydia, wieder schläfrig geworden, mit ihren schönen, weißen, fetten Händen die Bettdecke tätschelte, um die Falten zu glätten, und sich eine bequeme Lage suchte, schien der Präsident sich ganz in seine Lektüre zu versenken. Allein von dem Buche hinweg starteten seine Augen beharrlich auf einen Punkt des Zimmers, wo ein Nest von Rakma in der Form einer von dieser begonnenen und auf einem Sessel zurückgelassenen Stickerei geblieben war.

Er dachte nun an sie; er glaubte sie im oberen Stockwerke gehen zu hören und redete sich ein, daß sie wach sei wie er. Die tiefe Stille des Zimmers beschwichtigte allmählig seine Erregtheit. Er empfand die Mattigkeit eines Wiedergenesenden nach einem endlich beschworenen Uebel. Das breite Bett, wo Lydia ihre Kinder geboren, bot ihm sogar eine gewisse wollüstige Behaglichkeit.

— Ist es möglich, daß ich Dich betrogen habe, süße Gefährtin meines Lebens? Du hast einen solchen Verrath nicht verdient. Aber ich schwöre Dir, daß Du nie etwas davon er-

fahren sollst. Ich verehere Dich zu sehr, als daß ich Dich ahnen lassen würde, daß ich den Dir schuldigen Respekt verletzen könnte.

Die einfältige Heuchelei dieser Versicherung verführte die Schamhaftigkeit mit der Leidenschaft und machte ihn reif für einen vorwurfslosen Schlummer.

Als der Präsident am andern Morgen sein Arbeits-Kabinet betrat, konnte er sich nur schwer die Verdrießlichkeit und Mittheilbarkeit erklären, die gleichzeitig sein Herz erfüllte, seine Gedanken trübte und seinen Stolz demüthigte. „Die Unklarheit eines Traumes dauert noch fort in mir, sagte er sich. Ich kann mir nur schwer vorstellen, daß diese Sache wirklich stattgefunden haben soll.“

Mechanisch blickte er in den Spiegel, vor welchem er gestern in einem Scheine wiedergewonnener Jugendlichkeit sich geschmeichelt hatte. Das Portrait stellte jetzt die Wahrheit her. Er sah seine Haut an unzähligen Stellen von Runzeln durchzogen, sah seine aufgedunsenen, matten Augenlider und sah die Gänsefüße an den Schläfen.

— Unglücklicher! rief er aus; bist Du es wirklich? Und wagst Du es noch, Dich zu betrachten?

Sein physisches Unbehagen steigerte sich bis zu dem Grade, daß er wähnte, die Möbel sähen ihn vorwurfsvoll an. „Da verfall' ich schon wieder in meine albernen Vorstellungen“ sagte er sich; „das Beste wird sein, wenn ich diesen Raum für einige Zeit verlasse.“

Doch in dem Augenblicke, als er das Zimmer verlassen wollte, bemerkte er einen Brief, der unter den Zeitungen auf dem Tische lag. Er erbrach den Brief: seine Kinder kündigten ihm ihre Heimkehr an.

— Das fehlte noch! sagte er sich niedergeschmettert.

Am Ende der Woche kamen Paula und Guy heim. Sogleich belebte sich das Haus. Sie hatten ihren gesunden Frohsinn von den Feldern mitgebracht. Die Schwermuth der Präsidentin heiterte sich wieder auf; der Präsident selbst fühlte seine Abspannung weichen, wenn er sein Geschlecht in diesen frischen, gesunden Kindern neu erblühen sah.

„Sollte das Geschick mich dazu verdammen, mich bald gegen den Einen, bald gegen den Andern ungerecht zu zeigen?“ dachte er nicht ohne Traurigkeit, indem er sich des Unbehagens erinnerte, das er bei der Nachricht ihrer Rückkehr anfänglich empfunden! „Die armen Kinder.“ Fast muß ich mir vorwerfen, daß ich der väterlichen Gefühle mich entwöhnt habe.“

Er strengte sich an, dieses abscheuliche Gefühl durch ein Uebermaß von Zärtlichkeit wettzumachen. Dieses Zimmer der Mutter, wo seit undenklicher Zeit sein Weib nur den mütterlichen Sorgen lebte und über die dauernde Wärme des Familien-Nestes wachte, war ganz besonders geeignet, seinen väterlichen Eifer anzufachen. Hier konnte er sie besser lieblosen, hier nahm er sie zwischen die Kniee, hier konnte er seiner warmen Liebe eines ehrenhaften Mannes freien Lauf lassen. Aber bald glaubte er wahrzunehmen, daß eine unerklärliche Scham ihn in den Ergüssen seiner väterlichen Zärtlichkeit behinderte, sobald die Erzieherin in das Zimmer trat. „Werde ich etwa künftig nicht mehr das Recht haben, in ihrer Gegenwart meine Kinder zu lieben?“ rief er aus. „Oder sollte etwa eine thörichte Scham mich zwingen, die natürlichsten Gefühle einzudämmen? Um diesen Preis würde ja das Leben zur Hölle werden!“

Rakma bekundete indessen den Kindern gegenüber eine Ergebenheit, die korrekt und pünktlich, wenn auch etwas zurückhaltend war.

Binnen Kurzem zeigte Rakma eine gewisse geistige Ueberlegenheit in dem klaren Erfassen der Beklemmungen, die seinen Geist gefangen nahmen, und in der Taktik, deren sie sich bediente, um seine Seelenkämpfe zu beschwichtigen.

Eines Tages kam sie betrübt und matt zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schultern, blickte ihm fest in die Augen und sagte:

— Mein Freund, ich fürchte, daß ich zu klar in Ihren Gedanken lese. Ich fürchte, daß Sie ungerecht werden gegen Wesen, die Ihnen näher stehen, als ich. Darf ich es Ihnen bekennen? Ich möchte so eng mit Ihrem Leben verflochten sein, daß Ihre anderen Zuneigungen nicht getrennt seien von jener, die Sie für mich hegen. Indem ich meinen Theil daran hätte, würde ich Ihnen eine Freundin bleiben, welche ihre Ergebenheit für Alle, die Ihnen theuer sind, vielleicht später in den eigenen Augen entschuldigen würde, wenn sie ihre allzu große Anhänglichkeit für Sie rechtfertigen müßte.

— Oh, meine schöne Freundin! rief Lépervié, der seine Bewegung nicht meistern konnte, — meinem Glücke hat nichts gefehlt als die Sicherheit, Sie so intim mit meinem Leben verwoben zu wissen.

Er schloß sie in seine Arme, aber sie machte sich sogleich wieder los, als ob sie verhindern wollte, daß sich fleischliche Begierden in diesen Augenblick schöner, lauterer Liebe mengte.

— Ich bin mir jetzt meiner Pflicht besser bewußt, sagte sie. Ich werde an der Seite der Andern bleiben, aber im Dunkel meines freiwilligen Witthums; eine Gattin, eine Schwester, aber eine solche, die beiseite steht und verzichtet.

Und da sie vor seinen Geberden abermals Furcht hatte, eilte sie davon.

Geraume Zeit lavirte der Präsident im stillen Fahrwasser der unverbrüchlichen Pflicht. „Sie ist meine unvergleichliche Rathgeberin“ — sagte er sich, indem er in Rakma den Urgrund seines inneren Friedens erblickte. „Indem ich aus ihrem Munde vernahm, was wahr und gerecht ist, gewann ich meine Seelenruhe.“ Allein, der Richter in ihm lehnte sich gegen diese Theorie auf. „Nein, nein! das Verbrechen kann nicht die Gerechtigkeit erzeugen, noch weniger das Glück. Das ist ein Sophisma, das diese Welt, die auf der Ordnung beruht, aus den Angeln heben würde.“ Allein, klügelte Lépervié mit feiner Doppelsinnigkeit weiter, das Glück hat das Ueberraschende, daß es selbst die Erkenntniß der Ursachen, die es bestimmen, aus uns austilgt. Wenn es aus der Sünde ersteht, saugt es sie auf wie das Feuer die unlauteren Elemente; es ist nur sich selber gleich und erhaben über alles Andere. Die Schuld beginnt übrigens erst, wenn das Glück zu Ende ist, da dieses jene verleugnet.

Sein Kultus für die glanzvolle Größe der Gattin stieg ins Ungemessene; seine väterlichen Gefühle überströmten; er ging förmlich auf in häuslichen Tugenden. Diese Rakma, durch welche ein Anderer zum Verbrecher geworden wäre, ebnete ihm den Pfad des Guten.

Eines Tages fragte er sie:

— Bist Du endlich mit mir zufrieden? Wirst Du mich noch der Gleichgiltigkeit gegen die Meinigen zeihen? Es gab in meinem Innern eine Verdunkelung und Dein Licht hat genügt,

um sie zu zerstreuen. Dank Dir folge ich mühelos dem Wege, den die Pflicht mir zu folgen gebietet.

Doch sie schüttelte das Haupt.

— Nein, das ist noch nicht ganz Dasjenige, was ich wollte. Es fehlt Ihnen — wie soll ich es sagen? — die Einfachheit und Frische des Herzens.

Bei dieser raffinirten Kasuistik konnte Lépervié eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken.

— Sie sind schwer zu befriedigen, Liebste! Wenn ich Sie recht verstanden habe, so thue ich zu viel und doch nicht genug.

— Ja, so ist es, erwiderte sie lachend. Ich möchte so weit mit Ihrem Leben verschmolzen sein, daß Sie meine Anwesenheit weniger bemerken. Und ich vermuthe, daß Sie wieder nur mich lieben, indem Sie die Andern lieben, und daß Sie sie nur deshalb so sehr lieben, um zu beweisen, daß ich ein klein wenig Antheil daran habe.

— Das ist die Wahrheit! rief unbesonnen der Präsident, überrascht, daß sie ihn so klar durchschaute. — Aber, Liebste, wir übertreiben alle Beide sagte er, sich sogleich wieder fassend.

— Nun, Das bedauere ich, erklärte sie, die Unterredung kurz abbrechend, die bei Tische nach dem Diner stattfand, als alle Andern fortgegangen waren. — Sie erhob sich, verließ das Speisezimmer, ohne ihn anzuschauen, und ging hinaus.

— Seltsames Mädchen! dachte Lépervié.

Er entfaltete die Zeitungen und warf sie gleich wieder auf den Tisch hin.

— Du hattest wieder einmal Unrecht, sprach die innere Stimme. Du machst es Dir gar leicht, Dich vor Dir selbst zu rechtfertigen. In Deine natürlichsten Neigungen wengt sich etwas von dem Komödianten, dem öffentlichen Redner, der sich selbst gerne hört.

Lépervié demüthigte sich.

— Ach, seufzte er, wie schwer ist es, innerhalb der Grenzen der Natur zu bleiben!

Noch an demselben Abend aber kam Rakma völlig verändert zu ihm. Sie faßte seine Hände und sprach:

— Ach, ich zürne mir selbst wegen des Wortes, das ich Ihnen vorhin gesagt habe. Man thut nicht recht, wenn man seiner inneren Stimme allzusehr gehorcht. Ich sehe keinen vernünftigen Grund, weshalb ich mich einmengen soll in Gefühle, die mich nichts angehen. Ist es nicht schön genug, mich glauben zu lassen, daß Sie Diejenigen, die vor Allem ein Recht auf Ihre Liebe haben, ein wenig durch meine Vermittlung lieben?

— Oh, erwiderte Lépervié unbesonnen, ich mache mir weit mehr Vorwürfe darüber, daß ich Deine liebe kleine Seele in diesem Augenblicke nicht besser verstanden habe.

Im Stillen dachte er: „Ich werde doch Herr meines Willens bleiben, um mich hart zu zeigen, wenn ich will.“

Sie blickte ihm scharf in die Augen.

— Ist das Alles, was Sie sich denken? sprach sie. Haben Sie nicht soeben auch etwas Anderes gedacht?

— Nein, nein! entgegnete er überrascht.

— Ich will Sie etwas fragen, mein Freund, fuhr sie fort. Sind Sie vollkommen glücklich?

— Ob ich . . . kannst Du so fragen?

Und er machte eine Bewegung, als ob er den Himmel zum Zeugen anrufen wollte.

Beide schwiegen, aber aus ihrem Auge rann langsam eine Perle herab und er sog diese einzige Thräne wollüstig auf, während sie das Haupt an seiner Brust bergend flüsterte:

— Ach, Das muß ich wissen; denn darin liegt meine ganze Kraft. Ich habe nichts Anderes, was mich unter dem Dache zurückhalten könnte, wo . . .

Und er fühlte, wie sie am ganzen Körper erbebte.

— Schweig! nichts weiter! sagte er.

— Ach, ich will meine Schuld auf mich laden! Weiß ich denn nicht, daß ich dieses Haus des Vertrauens und der rechtschaffenen Liebe besudelt habe?

Er war eine Beute des heftigsten Mißbehagens.

— Nein, nein! Das ist nicht wahr! rief er. Warum hievon reden! Rechtfertigt die Liebe nicht Alles?

— Ja, ja, es ist thöricht von mir, an mich selbst zu denken. Ist es nicht gerecht, daß ich mich für Ihr Glück aufopere? Wenn Sie nur glücklich sind, was liegt weiter daran, ob ich eines Tages aufhöre, es zu sein! . . . Mich aufzuopfern ist mir eine Wonne.

Diese Scene regte den Präsidenten dermaßen auf, daß er sich ganz prosaisch ein Fußbad bestellte und bis zum folgenden Mittag zu Bette blieb . . .

Zu dieser Zeit schrieb der Präsident für eine rechtswissenschaftliche Zeitschrift jenen bemerkenswerthen Artikel, aus welchem später ein juristischer Fachkongreß die ersten Elemente einer Reform der Strafgesetze schöpfen sollte. Mit seltenem Muth wies er auf die unvernünftigen Härten des Gesetzes gegenüber dem unterdrückten, erbarmungswürdigen Weibe hin. Er schrieb den Artikel mit einer Wärme, die hinterher ihn selbst in Staunen versetzte. Wie war's auch möglich, daß diese Ungeheuerlichkeiten ihm nicht schon früher offenkundig geworden? Welche geheimnißvolle Macht drängte ihn erst heute dazu, gegen Mißbräuche in die Schranken zu treten, die er selber bisher in seiner richterlichen Eigenschaft gefördert hatte? Die innere Stimme aber sagte: „Sie, sie allein ist's, die Dir die Augen geöffnet hat!“ — Das kann in der That so sein, dachte der Präsident mit einem Bedauern der Eigenliebe.

Hätte er sich nicht die dem Richter gebotene Zurückhaltung auferlegen müssen, er würde einen Kreuzzug für das Weib gepredigt haben. Im Justizpalaste wurde seine neue Lehre vielfach erörtert; wenn er vorbeikam, beobachteten die Einen kühles Stillschweigen als selbstverständliche Anerkennung seiner Ueberlegenheit, während die Anderen mit ihrem Lobe nicht zurückhielten. „Nein, nein, es ist kein Verdienst dabei,“ sagte er dann bescheiden; „man muß nur der inneren Stimme ein wenig Gehör schenken. Am Grunde des Gewissens herrscht unumschränkt des Rechtsgefühl.“

Im Uebrigen gab er sich dem Genuße der Freunde hin, selbst in seinem eigenen Hause bewundert zu werden. Seine Gattin verwies auf die Gefahren, welchen er durch die Freiheit seiner Meinung sich aussetzte; aber er werde den Dank der Frauen für sich haben, meinte er. „Ich kann im Grunde nicht umhin, Dir Recht zu geben; Dein Artikel ist ein Wunder an Klarheit und Geradheit. So mußte ein ehrlicher Mann sprechen. Und hättest Du nicht Recht, ich würde dennoch auf Deiner

Seite stehen, denn ich müßte mir dann sagen, daß ich Dich nicht zu erfassen vermag.“

Er hatte den Artikel auch Rakma mitgetheilt; allein diese vermied es anfänglich, ein Urtheil auszusprechen. Und da er eines Tages sein Erstaunen hierüber ausdrückte, sagte sie:

— Ach, ich wagte nichts zu sagen; ich schaue aus der Tiefe zu Ihnen auf, in die lichte Höhe, in der Sie schweben. Was soll ein armes Mädchen, wie ich bin, Ihnen sagen?

Die Unterwürfigkeit dieses Lobes rührte ihn mehr als das Kompliment seiner Frau.

— Ein Stillschweigen, dachte er, — liefert uns oft die geheimsten Eindrücke einer Seele. Ich glaube nicht, daß ein Glück vergleichbar wäre mit demjenigen, das mir zutheil geworden zwischen diesen zwei Frauen, die mich mit einer so vollständigen Bärtlichkeit lieben. Bei Lydia begeistert sich bis zur Blindheit die ergebene Liebe der alten Lebensgefährtin; in dem jugendlichen Eifer Rakma's aber begegne ich dem Drange, mir den Kultus einer jungen Priesterin zu weihen. Mein Leben erhellt sich und fängt Feuer an diesen zwei Flammen, deren eine die Allen sichtbare Chefackel ist, während die andere, mysteriös und verdeckt, dem Lämpchen der Kapelle gleicht, in welche kein Licht von außen eindringt.

Dies war übrigens nicht einmal eine Theilung seiner Zuneigungen. Diejenige, die er seiner Gattin widmete, dauerte ungeschmälert fort; nur daß parallel mit dem alten Lépervié ein anderer, in ein unwandelbares Gefühl eingemauerter Lépervié entstanden war, den er noch immer meistern wird können, wenn er sich einfallen lassen sollte, die einzig berechnete Zuneigung erdrücken zu wollen.

V.

Eines Morgens, während er noch im Halbschlummer lag, war es dem Präsidenten, als würde ein lauer Guß ihm über die Hände rinnen, und diese Empfindung entbehrte nicht der Lieblichkeit. Er schlug die Augen auf und sah im Halbdunkel der Vorhänge, wie Lydia seine Hand in den ihrigen hielt und sie mit ihren Thränen benetzte.

— Was ist Dir denn, meine Theure? fragte er sich aufrichtend, während die Ahnung einer Gefahr ihm das Herz zusammenschürte.

— Nichts, ein Traum . . . ich mag Dir's nicht sagen.

Und sie sank in die Kissen zurück und fuhr fort zu weinen. Er legte die Arme um ihren Nacken und suchte sie zu beschwichtigen.

— Aber Lydia, Du bist ein Kind, Beruhige Dich doch! . . .

— Ach, mein Freund, es ist abscheulich! stammelte sie nach einer Weile. Sieh, ich bin noch ganz verstört dadurch.

Doch bemühte sie sich jetzt zu lächeln. Sie ergriff wieder seine Hand und bedeckte sie mit ihren Küssen.

— Laß mich mit meinen Küssen die thörichten Thränen wieder auffangen. Aber Das ist nicht genug. Du mußt mir auch verzeihen. Selbst im Traum will ich Dich nicht beleidigen. Der Traum ist vielleicht das Böse in uns, das sein Haupt erhebt, wenn wir nicht da sind, um es zurückzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

konkret an



A. Siebenf.

BUDAPEST

VERLAG
C. GRIMM

Im Verlage von
Gustav Grimm in Budapest

ist soeben erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon

unter Mitwirkung vieler Humoristen herausgegeben

von

JEAN QUIRIT.

(Redacteur des „Caviar“.)

Zwei starke Bände im Umfange von **80 Bogen = 1280 Seiten** feinsten
Ausstattung; in Umschlag mit Titelzeichnung von G. Sieben kosten beide Bände broschirt
8 Mark = fl. 4 ö. W. In zwei elegante Leinwandbände mit Farbendruck gebunden
10 Mark = fl. 5 ö. W.

„Witz, Humor, Satyre“ bildet eine humoristische Encyclopädie in alphabetischer Ordnung
enthält alles Gute auf dem Gebiete der

Anekdoten, Witze, Aphorismen, Aperçus, feinen Pikanterie
in Prosa und in Versen, mit dem Grundsatz: Alles gute Neue und von Bekanntem das Vorzüglichste.

Ferner ist in gleichem Verlage soeben erschienen und durch jede Buchhandlung
zu beziehen :

Pariser Nächte. | Wie man in Paris liebt.

Aus dem Französischen übersetzt

von

A. Schwarz.

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Aus dem Französischen übersetzt

von

A. Schwarz.

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.